

ANDREAS VOLLENWEIDER

Im Spiegel der Venus

ROMAN



MIDAS

Seit seinem sechsten Lebensjahr gilt der neun-jährige Argentinier Armando Hector Ruiz als Wunderkind, der mit seinem Cellospiel die Menschen auf ganz besondere Art zu berühren vermag. Als sich bei seinen Konzerten immer häufiger auch spontane Heilungen Schwerstkranker ereignen, wird aus dem Wunderkind ein von der Öffentlichkeit gleichermaßen gefeierter wie gejagter neuer Messias.

Auf dem Weg zum Erwachsenen bauen sich bei Armando zunehmend dunkle Zweifel auf, die die positive, heilende Kraft seiner Musik bald ins dramatische Gegenteil verkehren. Seine verzweifelte Suche nach Erklärungen bringt ihn sowohl mit den Erkenntnissen der neuen Naturwissenschaften als auch mit den uralten Lehren der Veden und Buddhas in Berührung, nach welchen es ohne Bewusstsein und Imagination auch keine Wirklichkeit geben kann. Hat Armando damit die Antwort auf seine Fragen gefunden?

Die Geschichte hinter „Im Spiegel der Venus“ vermag auf erfrischend unterhaltsame Weise eine stabile Brücke zwischen Spiritualität und Naturwissenschaft zu bauen, ohne akademischen oder esoterischen Ballast.

Im Spiegel der Venus



ANDREAS VOLLENWEIDER

Im Spiegel der Venus

„Wir sind, was wir denken,
mit den Gedanken erschaffen wir
unsere Wirklichkeit.

Ohne Bewusstsein
gibt es keine Wirklichkeit ...”

BUDDHA



Dank

Mein tiefster Dank geht an meine Familie, an *Beata* sowie an *Jonathan*, *Sebastian* und *Noëmi* mit ihren Lebenspartnern und Kindern, wie auch an meine *Freunde* für deren ungebrochenes Vertrauen und ihre Loyalität und Unterstützung über eine sehr lange Zeit. Auch wenn ich weiss, dass manch einer doch hie und da gedacht haben muss ‚weshalb spielt er nicht einfach Harfe...‘, liessen sie sich doch immer wieder anstecken von meinem leidenschaftlichen Feuer des Forschers und Schatzsuchers.

Ebenso geht mein besonderer Dank an *Stefan Linde* für seine Dienste als Geburtshelfer. Für mich als Novize in der Disziplin des Romanschreibens, war sein Beitrag als kritisches Gegenüber sehr wertvoll. Dies gilt auch für *Hugo Faas*, der mich schon seit meinen Anfängen in der Musik auf diese Weise unermüdlich unterstützt und motiviert hat. Aber auch meine langjährigen Gefährten *Hanswalter Huggler* und *Peter Zumsteg* haben mir kostbaren Rückhalt gegeben, sodass „Im Spiegel der Venus“ schliesslich doch noch fertig werden konnte.

Inhalt

PROLOG / 1

- 1 *Das Wunder von Buenos Aires* / 7
- 2 *Die Familie Ruiz* / 23
- 3 *Im Reich der Doña Alva* / 49
- 4 *Teufelslist oder Gotteswerk* / 69
- 5 *Das Ende einer Kindheit / Die Flucht* / 85

INTERLOG 1 / 97

- 6 *In der neuen, kalten Welt* / 101
- 7 *Das Cellomädchen* / 109
- 8 *Finde dein Tier* / 149
- 9 *Es beginnt* / 189
- 10 *Trafalgar Square* / 199
- 11 *Der neue Messias* / 211
- 12 *Die Zweifel überleben* / 245
- 13 *Sein Stern steigt weiter* / 271
- 14 *Eurovision* / 289

INTERLOG 2 / 299

- 15 *Die Maskerade* / 301
- 16 *Er braucht Hilfe* / 319
- 17 *Japan / Meister Nura / Gewitter über Kamakura* / 347
- 18 *Anaïs in Paris* / 395

EPILOG / 399

ANHANG / 405

IM SPIEGEL DER VENUS

PROLOG

Was gäbe ich nicht dafür, das Leben einfach hinnehmen zu können, so wie es ist! Was für ein unbeschreibliches Glück müsste es sein, wenn es mir auch nur einen einzigen Tag, eine einzige Stunde gelänge, nicht alles zu hinterfragen, alles zu bezweifeln, zu zerpfücken, wie ein Besessener, schon mein ganzes Leben lang. Ja, selbst verbindliche Tatsachen sind von meiner ätzenden Fragerei nicht verschont. Dabei haben die Leuchtfiguren der Wissenschaften die großen Rätsel dieser Welt doch längst gelöst. Es müsste sich also ausgefragt und ausgezweifelt haben. Aber nein! Nicht so bei mir, im Gegenteil!

Ich habe mich oft gefragt, ob es vielleicht in meiner Kindheit ein traumatisches Erlebnis gegeben hat, eine Situation, durch die mein Urvertrauen, mein Glaube an das Feste, Verlässliche und Sichere, derart tief erschüttert wurde, dass ich seitdem nichts mehr einfach glauben kann. Aber so sehr ich auch darüber nachdenke, ich finde nichts, außer vielleicht die Sache mit dem Regenbogen ...

Wie den meisten Kindern hatte man nämlich auch mir vom Regenbogen erzählt, an dessen Enden, da wo sie den Boden berühren, Töpfe mit Gold vergraben seien. Es war aber nicht der Glanz des Goldes, der mich damals zu meinem ersten Regenbogen hat aufbrechen lassen. Es ging mir dabei um nichts Geringeres als um die Wahrheitsfindung. Ich war zwar noch ein Kind, wusste nichts von nichts, aber blöd war ich nicht! Ich begriff recht schnell, dass, egal wie sehr ich mich beeilte, dieser verflixte Regenbogen immer gleich weit entfernt war! Die Geschichte vom Gold musste demnach ein Märchen sein. Nichts gegen Märchen! Ich liebe Märchen, aber noch mehr liebe ich das Fantastische im Wirklichen.

Er hat halt zu viel Fantasie, haben die Lehrer in der Schule über mich gesagt, als sei es eine Krankheit, eine Behinderung, als sei ich irgendwie gestört. Hat es sie denn niemals interessiert, was an der Geschichte um dieses geheimnisvolle Gold dran sein könnte? Sind sie ganz leergefragt? Und ich dachte immer, dass nur Tote keine Fragen mehr haben.

Aber wenn ich ehrlich bin, dann hatte auch ich insgeheim immer gehofft, dass es irgendwann einmal eine Antwort geben würde, in der keine neuen Fragen lauern und somit diese Teufelskreise endlich enden

würden. Aber diese Gnade war mir nicht vergönnt. Und so bin ich schließlich bei der Frage aller Fragen angelangt: Wie entsteht Wirklichkeit?

Ach, hätte mich doch jemand gewarnt und mir gesagt, dass gerade diese Frage hochgradig süchtig macht, dass sie alles immer wieder aufs Neue in Frage stellt, auch sich selbst. Ich will nicht verschweigen, dass ich heute als Süchtiger lebe, verstoßen, am Rande der Gesellschaft. Die Kontrolle über die Lage habe ich jedenfalls längst verloren, ich bin ausgeliefert, zum Fragen, Denken und Zweifeln verdammt, und manchmal hege ich sogar den Verdacht, dass mein Zweifeln am Wirklichen der Wirklichkeit das einzig Wirkliche in meinem Leben ist.

Vor allem des Nachts kommen sie, diese gnadenlosen Schattenwesen des Zweifels, und sie rauben mir den Schlaf, sie hetzen mich durch die Dunkelheit, sie kriechen aus der Ursuppe meiner Gefühle an Land, fremd, rätselhaft, zänkisch, unversöhnlich, rechthaberisch, lärmend, sich aufspielend, als seien sie Teil dieser großen Wahrheit über das geheimnisvolle Räderwerk, das sich hinter der Wirklichkeit dreht.

Und plötzlich, als ich wirklich verzweifeln will, weiß ich es! Ich werde eine Geschichte schreiben! Mein Protagonist wird natürlich ein ewig Suchender und Fragender sein, der sich, an meiner statt, heldenhaft auf dem Schlachtfeld dieser Themen behaupten muss. Auch wenn ich, ehrlich gesagt, jetzt schon Mitleid für ihn empfinde, so ist meine Hoffnung doch groß, dass ich durch diese List vielleicht selbst endlich zur Ruhe komme.

Mein Entschluss steht also fest. Morgen früh werde ich mit dem Schreiben beginnen! Ich werde mich treiben lassen und schauen, wo mich die Geschichte hinträgt, oder besser gesagt mein bedauernswertes Alter Ego, dessen Name bereits den Klang des siegreichen Kämpfers ausstrahlen muss. Und als hätte ich ihn schon immer gekannt, ist mir sofort klar: Sein Name ist Armando Hector Ruiz!

Es ist schon spät, als ich mich endlich ins Bett lege, eine sinnlose Aktion, denn an Schlaf ist heute erst recht nicht zu denken. Ich zähle die Schläge der Kirchenglocken. Es ist vier Uhr, als ich schließlich kapituliere. Ich schlüpfe in die Kleider, setze mein Tweed Cap auf, ohne das ich das Haus niemals verlassen würde. Dann mache ich mich auf, dem Morgen entgegenzugehen.

Es würde der Morgen meiner ersten Schritte sein, hinein in eine Welt, in die sich keine Menschenseele jemals zuvor hineingewagt hat. Vor mir und durch mich wird diese unbekannte, neue Welt entstehen,

aus meinen inneren Bildern und Gefühlen, von denen ich selbst so wenig weiß und noch weniger verstehe. Sie werden ihre Wortschatten auf das Papier vor mir werfen, um dann mit der Zeit doch hinauszudrängen aus der Enge des weißen Blattes; die Gruppe nackter Winterbäume, hingekritzelt auf die letzten Fetzen des Morgennebels, der kühle Atem des frühen Tages, der den schweren Geruch der schlafenden Stadt durch die taunassen Straßen treibt.

Und die streunende Katze, plötzlich ist sie da. Eitel betrachtet sie sich in einer silbernen Pfütze. Als sie sich von ihrem Spiegelbild losreißen kann und mich wahrnimmt, schreit sie: „Komm her, denke mich! Schreibe mich! Lass mich werden und wie ein weißer Tiger durch deine Gedanken streifen, nur scheinbar ziellos, angespannt aufmerksam, bedeutend und ungebündigt würdevoll!“

Ich werde Unmengen silberner Pfützen erschreiben, und in jeder einzelnen spiegelt sich der Morgenstern, zum Spielen für meine Katze; ich werde sie Venus nennen. Und die achtlos weggeworfene Orange im Rinnstein? Auch sie war vorher nicht da. Hoffnungsvoll verhalten glüht sie nun, im graublauen Milchlicht, als sei sie die Sonne, die vor ihrem großen, goldenen Auftritt noch etwas üben will.

Von der Kühlerhaube eines geparkten Autos leuchtet mir ein weißes Bündel Papier entgegen, darauf lauert ein blauer Stift. Jemand muss die Sachen hier liegengelassen haben. Mit einem eleganten Sprung platziert sich Venus daneben. „Nimm schon, auf was wartest du?“ Ich hebe beides auf. Erst jetzt sehe ich, das oberste Blatt ist nicht ganz leer. In der Ecke oben links hat jemand eine kleine Sonne hingekritzelt, in der anderen Ecke einen Mond. Darunter steht:

Wir sind, was wir denken, mit den Gedanken erschaffen
wir unsere Wirklichkeit. Ohne Bewusstsein gibt es
keine Wirklichkeit.

BUDDHA

Aber ist das nicht meine eigene Handschrift? Das soll ich geschrieben haben? Venus drängt mich.

„Denk nicht so viel, schreibe!“

Ich lehne mich an das Auto, lege das Papierbündel auf meinen angewinkelten linken Arm und setze den Stift an. Ich betrachte meine Hand, als sei es die Hand eines Fremden, wie sie sich zögernd, in seltsamen,

mäanderartigen Bewegungen nach rechts bewegt. Ich halte inne, als sich Wolkenfetzen vor den müden Morgenmond schieben.

Venus rammt mir ihren Kopf in die Seite und drückt sich schnurrend an mich. „Jetzt komm schon, mach weiter, du Träumer!“

Ich schreibe. Oder soll ich sagen: Es schreibt? Es ist, als seien dies gar nicht meine Worte. Und doch sind sie mir vertraut: „Wolken ziehen auf, von Zeit zu Zeit – sie bringen das Glück – ein wenig auszuruhen vom Betrachten des Mondes.“ Ich denke an Japan. Und dann frage ich mich, woher nun plötzlich diese Bilder in meinen Kopf drängen; der alte Mann, neben ihm kniet ein Jüngling. Beide tragen einen dunklen Kimono. Eben doch Japan. Aber ist das nicht Armando? Armando Hector Ruiz! Ich schreibe weiter, vielleicht erfahre ich mehr ...

Die Stimme Takumi Nuras schmiegte sich an sein Ohr wie eine schnurrende Katze, und auch wenn Armando den Sinn dieser Worte nicht wirklich verstand, so ragten sie in diesem Augenblick dennoch wie rettende Inseln aus einem aufgewühlten Meer von Angst und Verzweiflung, in dessen wilder Brandung er nun schon so lange, wehrlos wie Treibgut, herumgeworfen wurde. Seit Monaten war er auf der Flucht, gehetzt von dunklen Kräften, die ihm fremd und unbegreiflich waren, von denen er aber dennoch wusste, dass sie, wie sein Schatten, unlösbar mit ihm verbunden waren.

An diesem einsamen Ort, in den waldigen Hügeln am Yamanaka-See, war es ihm, als könnte dies nun das sehnlichst erhoffte Ende seiner Flucht sein. Im blassen Schein des Mondes kniete er neben diesem rätselhaften alten Japaner, der mit seiner stillen und klaren Ausstrahlung und seinen präzisen Gedankenbogen die Fetzen von Armandos zerrissener Welt bald schon wie eine alte Haut von ihm abfallen ließ.

„Du willst das Wesen der Wirklichkeit begreifen? Und wie sie entsteht?“, fragte Meister Nura. „Du hast sie gefunden, die Frage aller Fragen! Und die Antwort ist kleiner als das Staubkorn in deinem Auge und größer, als was jemals von Menschen gedacht werden kann.“

Der alte Mann hob seine Hand und zeigte in Richtung des Mondes.

„Was denkst du? Stünde der Mond auch dann am dunklen Nachthimmel, wenn niemand ihn jemals wahrgenommen hätte?“

Armando zögerte: „Ähm ... ich weiß nicht, ich denke schon ...“

Nura lächelte.

„Mit genau dieser Frage versuchte der Physiker Albert Einstein in einem Streitgespräch mit seinem dänischen Kollegen Niels Bohr dessen

Quantentheorie zu widerlegen, die im Prinzip besagt, dass es ohne die schöpferische Präsenz von Geist keine Materie geben kann. Das würde bedeuten, dass der Mond nicht existiert, wenn niemand ihn betrachtet. Beweisen Sie mir das Gegenteil!, soll Bohr geantwortet haben.“ Meister Nura lachte und fügte hinzu: „Bis zu seinem Tod gelang es Einstein nicht, diesen Gegenbeweis zu erbringen, was ihn unendlich geärgert haben soll.“

Der alte Mann konnte förmlich sehen, wie sich die Gedanken in Armandos Kopf drehten und wanden, gleich einem Knäuel von Kobras im Korb des Schlangenbeschwörers. Er senkte seine Stimme und fuhr in väterlichem Ton fort:

„Buddha soll gesagt haben: Wir sind, was wir denken, mit den Gedanken erschaffen wir unsere Wirklichkeit. Ohne Bewusstsein gibt es keine Wirklichkeit.“ Er hielt einen Augenblick inne, dann fügte er hinzu: „Hinter diesen Worten verbirgt sich das Geheimnis des Universums.“

Auch wenn Armando die Aussagen des Alten zunächst nicht zu einem Ganzen zusammenfügen konnte, so war allein die Aussicht, dass es vielleicht doch Erklärungen gab für all das, was er durchlebte, wie ein langersehnter Regen nach endloser Dürre.

Schweigend blickte er in den dunklen Garten vor der Veranda, wo die Blätter des roten Ahorns, vom Abendwind bewegt, ihm wie tausend kleine Hände zuwinkten, als wollten sie ihn beglückwünschen für die Gnade, die ihm heute zuteil wurde; einen Blick werfen zu dürfen auf das geheimnisvolle Wirken hinter der Wirklichkeit.

„Bevor wir die Tiefe dieser Dinge weiter erforschen, erzähle mir nun deine Geschichte...“

Takumi Nura hörte seinem jungen Gast aufmerksam zu und beobachtete ihn mit wachem Blick.

Zunächst versuchte Armando, sich vorsichtig durch die letzten Monate seines Lebens zurückzutasten, dann aber brach plötzlich der Boden unter ihm ein, er stürzte taumelnd durch die Schichten der Zeit hindurch, und bald schon fand er sich wieder in den letzten Tagen in Buenos Aires, die das dramatische Ende seiner Kindheit bedeuteten.

*Das Wunder
von Buenos Aires*





Buenos Aires, 21. Oktober 1961

„Maria Rosa! Aufwachen... schnell, es muss etwas passiert sein!“

„Was? Ach, Gertrudis... ich muss eingnickt sein! Aber weshalb ist es so still? Sind die Leute alle schon gegangen?“ Die alte Dame warf einen Blick auf die langen Reihen der Garderobenständer und erschrak.

„Aber die Mäntel? Sie sind ja alle noch da! Was in aller Welt ist hier los?“

Das Foyer des Teatro Colón in Buenos Aires war menschenleer, und auch aus dem Auditorium war kein Laut zu hören.

„Schon seit mehr als zehn Minuten hört man keine Musik mehr, aber auch keinen Applaus! Es ist totenstill, richtig unheimlich...“ Gertrudis zupfte Maria Rosa verängstigt am Ärmel.

„Du hast recht, hier geschieht etwas Eigenartiges! Lass uns nachschauen, schnell!“ Als Obergarderobiere des größten Theaters Argentiniens musste Maria Rosa Corrado ja schließlich wissen, was in ihrem Reich vor sich ging. Sie sprang auf, und während sie an ihrem Schlüsselbund nervös nach dem richtigen Schlüssel für die Kasse mit dem Wechselgeld suchte, murmelte sie verärgert: „Und ich sage dir, Gertrudis, ich hatte heute Abend gleich von Anfang an ein eigenartiges Gefühl, das ist doch nicht normal! Da ist einmal die Sache mit den Kindern. Noch nie hatten wir eine Abendvorstellung mit so vielen Kindern, außer vielleicht beim Weihnachtskonzert. Ja, sogar Säuglinge haben sie mitgebracht! Und dann die vielen Rollstühle, ich bitte dich, das ist doch alles nicht normal! Aber uns sagt man ja nie etwas.“

Maria Rosa schnappte nach Luft.

„Und dann diese eigenartige Musik!“ Gertrudis verdrehte die Augen.

Nachdem sie die Kasse sorgfältig abgeschlossen hatten, eilten die beiden alten Damen zur Haupttüre des Sektors A im Parkett und öffneten diese vorsichtig, ganz so wie man die Kinderzimmertüre öffnet, um nachzusehen, ob die Lieblinge auch friedlich schlafen.

Das Auditorium lag im gedämpften, warmen Licht Hunderter kleiner Kristallglasleuchten entlang der fünf Balkonetagen, die sich auftürmten bis zur bemalten Kuppel in schwindelerregender Höhe. Die dominierenden Farben Gold und Rot verliehen dem Raum trotz

seiner enormen Größe etwas Intimes. Die Reihen waren zwar noch immer bis auf den letzten Platz gefüllt, doch verharrte der ganze Raum in der Bewegungslosigkeit einer Fotografie. Viele Konzertbesucher saßen einfach da, traumverloren, mit geschlossenen Augen. Die meisten allerdings blickten gänzlich entrückt empor zu dem riesigen Kronleuchter, der in der mächtigen, den ganzen Raum überspannenden Kuppel nur ganz schwach in warmem Orange glühte.

In der Mitte der großen Bühne, vom dünnen, grellweißen Kegel eines Scheinwerfers wie ein Käfer aufgespießt, saß reglos ein zwergwüchsiges Wesen mit einem Cello; sein Instrument in inniger Verkrümmung umfassend, seine Wange an das Griffbrett gedrückt, den Blick gesenkt, den rechten Arm weit in die Höhe ausgestreckt, mit der Bogenspitze hinaufzeigend zu dem Kronleuchter, dahin, wo der letzte Klang seiner Musik sich verfangen hatte, um sich schließlich in Stille aufzulösen.

Erst bei genauerem Hinsehen konnte man erkennen, dass es sich bei dem Cellisten um einen Knaben von höchstens neun Jahren handelte, mit schwarzem Lockenkopf und von feingliedriger Gestalt. Es war Armando Hector Ruiz, das „Wunder von Buenos Aires“.

Argentinische Männer haben den Ruf, niemals zu weinen, aber in diesem Moment flossen bei den meisten Konzertbesuchern, ob Mann oder Frau, stille Tränen über gelöste Gesichtszüge.

Was war geschehen? Was hat diese Menschen so in den Bann gezogen? Und wann werden sie aufstehen und gehen? Maria Rosa fröstelte, sie zog mit der einen Hand ihren etwas eng sitzenden, dunkelblauen Blazer vorne zusammen. Dabei entglitt ihr der Schlüsselbund, den sie zuvor fest umklammert hielt, und fiel auf den dicken roten Teppich.

Es war nur ein unbedeutendes, kleines Geräusch, dennoch aber laut genug, um die zarte Hülle der Stille in diesem mächtigen Raum zu zerreißen und diesen unerklärbaren Zauber aufzulösen. Als sei ein Schalter umgelegt worden, erwachte die Fotografie zum Leben, und der Raum füllte sich mit leisem Rauschen von tonlos flüsternden Stimmen.

„Ich habe das Antlitz Gottes gesehen!“, stieß eine ältere Dame im Parkett mit fester Stimme hervor. Jeder konnte sie hören, das Meer des Flüsterns wurde lauter; diese Worte schienen einem jeden der Anwesenden direkt aus der Seele zu sprechen.

Als der Knabe sich endlich erhob und etwas ratlos in der Mitte der Bühne stehen blieb, begann sich die Spannung im Raum in einer wahren Sturmflut der Begeisterung zu entladen, jedoch ohne dass auch nur ein einziges Händepaar applaudiert hätte. Wie ein gespenstischer Chor aus der Unterwelt schwoll nun ein Cluster aus über dreitausend Stimmen zu einem infernalischen Fortissimo. Dann, als folgten sie einem geheimen Befehl, erhoben sich die Menschen im Parkett und bewegten sich gleich einem Lavaström langsam hin zur Bühne, wo der Knabe, den Blick verängstigt gesenkt, sein Instrument noch immer fest umklammert hielt.

Einige der vordersten Bewunderer schienen offenbar die Fassung gänzlich zu verlieren und lehnten sich weit über den Rand der Bühne, wo sie versuchten, den Jungen zu berühren. Wieder andere schrien: „Segne uns!“ Die Menge nahm den Ruf auf und skandierte: „Segne uns, segne uns, segne uns...!“ Eine Frau schob ein Bündel mit einem Säugling auf die Bühne: „Berühre mein Kind! Meister!“ In der vordersten Reihe erhoben sich einige Rollstuhlfahrer und versuchten, sich zur Bühne durchzukämpfen.

„Ein Wunder! Ich bin geheilt!“, schrie einer von ihnen und wuchtete seinen zerbrechlichen Körper mit aller Kraft gegen die immer dichter werdende Menschenmauer am Bühnenrand.

Dann gelang es den Vordersten, auf die Bühne zu klettern und sich dem Jungen zu nähern. Mit verzweifelmtem Blick schaute dieser sich um. Jetzt stürmte eine junge Frau hinter dem schweren Vorhang hervor, eilte auf das Kind zu, nahm ihm das Cello ab, zog ihn hinter sich her, und Sekunden später verschwanden beide hinter dem Seitenvorhang des Bühnenportals.

Die Menge schrie!

Hätte man sich auch nur einen Augenblick losreißen können von dem ganzen Spektakel und hätte zu der Präsidentenloge hinaufgeblickt, dann wäre einem nicht entgangen, wie der Staatspräsident Arturo Frondizi besorgt die Szene überblickte. Schließlich war er ja in gewisser Weise der stille Urheber des heutigen Abends. Auch wenn er sich sicher gewesen war, dass der Junge die Menschen begeistern würde, so war doch das, was sich im Teatro Colón an diesem Abend abspielte, geradezu beängstigend und weit außerhalb jeglicher Normalität; es war ganz einfach des Guten zu viel!

Im engen Kassenhäuschen telefonierte Maria Rosa aufgeregt mit

der Polizei, um Unterstützung anzufordern, während Gertrudis sich unter der Garderobentheke versteckte.

Armando und seine Mutter bekamen von den darauffolgenden Tumulten im Theater, im Foyer und draußen auf der Straße nichts mit. Isabel Gomez de Ruiz schloss die ledergepolsterte Türe der Solistengarderobe hinter sich und dem Jungen, dann umarmten sie sich innig. Beide wussten, dass heute Abend etwas Besonderes geschehen war und dass wohl nichts mehr sein würde wie zuvor.

Alles hatte vor etwas mehr als drei Monaten angefangen, genauer gesagt am 11. Juli, als Armandos Eltern, Manuel und Isabel Ruiz, ein Schreiben vom Sekretär des Staatspräsidenten erhielten, worin sie höflich gebeten wurden, ihren Sohn für den Präsidenten und eine ausgewählte Schar seiner Freunde mit seinem Cello auftreten zu lassen. Wie in aller Welt kamen diese Leute ausgerechnet auf ihren Armando? Und welche Musik sollte der Bub denn spielen? Manuel und Isabel waren sich darüber im Klaren, dass ihr kleiner Sohn leidenschaftlich gerne Cello spielte, waren aber überzeugt, dass sein Können für ein Konzert in diesem Rahmen sicherlich niemals ausreichen würde. Es musste sich also um einen Irrtum handeln. Gleichzeitig realisierten sie aber auch, dass sie beide, abgesehen von jenem Nachmittag im Musikgeschäft, als sie das Instrument für ihren Sohn gekauft hatten, Armando in Wirklichkeit noch nie spielen gehört hatten, denn sein Cello befand sich bei Doña Alva, einer alten Dame aus der Nachbarschaft. Die Wohnungen im Palacio Sanchez waren viel zu hellhörig, und ein celloübendes Kind hätte sicherlich den sofortigen Protest der Mitbewohner zur Folge gehabt.

Als dann der Sekretär des Präsidenten auch noch persönlich bei den Ruiz vorsprach und bestätigte, dass die Einladung auf Empfehlung des großen spanischen Cellisten Pablo Casals erfolgt war, waren Isabel und Manuel vollends sprachlos. Gemäß dem Sekretär hatte der Maestro den Jungen anlässlich eines Hauskonzerts bei einer gewissen Doña Alva Marumandis spielen gehört und sein besonderes Talent über die Maßen gelobt.

Während Isabel zögernd nachgab, lehnte sich Manuel vorerst noch vehement dagegen auf. Schließlich war er ja auch glühender Kommunist, und er hatte über die Jahre weiß Gott viel investiert in die Pflege seiner Feindbilder, zu denen natürlich auch Frondizi

gehörte, obwohl dieser von der kommunistischen Partei bei den Wahlen unterstützt wurde.

Doch am Ende war selbst bei Manuel Ramon Ruiz ein gewisser Stolz über die Tatsache auszumachen, dass sein Sohn überhaupt erst eingeladen wurde, und schließlich ließ auch ein weiteres Motiv seinen Widerstand bald dahinschmelzen: Trotz einiger sehr erfolgreicher Jahre des Paares als Tangotänzer litten die Ruiz an chronischer Geldknappheit, und so witterte Manuel, der sich seit Armandos Geburt hauptsächlich als Orchestermusiker durchschlagen musste, natürlich auch eine willkommene Geldquelle. Es bedurfte großer Überzeugungskunst seitens seiner Frau Isabel, um ihm klarzumachen, dass bei einer solchen Einladung keinesfalls Geld im Spiel sein dürfe, sondern es vielmehr eine Frage der Ehre sei.

Dies war denn auch das Schlüsselwort, das Vater Ruiz seine Kritik an Frondizi relativieren ließ, und er meinte, man müsse dem Bedauernswerten eigentlich zugutehalten, dass er sich wohl sehr bemüht habe, und er, Manuel, ja selbst immer wieder gesagt habe, dass dieses Land ganz einfach nicht regierbar sei.

Am 18. August schließlich wurden Isabel und ihr Kind gegen Abend vom Chauffeur des Präsidenten abgeholt und zu seiner Residenz, der Quinta de Olivos, gebracht. Manuel hatte versprochen, sie zu begleiten, doch er war zur vereinbarten Zeit nicht erschienen, und nachdem sie eine Viertelstunde gewartet hatten, machten sie sich auf den Weg. Isabel vermutete, dass er in irgendeiner Bar wieder einmal die Zeit, die Welt und seine Familie vergessen haben musste.

Der Junge genoss die Fahrt in der großen, schwarzen Limousine, und er fand, dass die Stadt vom Rücksitz dieses Superautomobils irgendwie anders sei, fast wie eine ganz neue Stadt. Als sie dann auf der Avenida de Mayo die Casa Rosada, das rote Gebäude des Regierungspalastes, vor sich sahen, war Armando kaum mehr zu halten: „Schau, Mama! Da vorne, das rote Schloss!“

„Aber, mein Lieber, du kennst doch die Casa Rosada, hier sind wir schon viele Male vorbeigefahren!“, lachte die Mutter.

„Aber nicht in einem solchen Auto“, berichtigte er kopfschüttelnd und mit ernster Stimme. Während der restlichen Fahrt entlang der großen Hafenanlagen schwieg und staunte der Junge.

Sie mochten etwa fünfundzwanzig Minuten gefahren sein, vorbei an wunderschönen Gärten mit prächtigen Villen, als der Wagen seine Fahrt verlangsamte und vor einem großen Tor zum Stehen kam. Wie von Geisterhand bewegt, öffnete sich dieses nun weit, und gerade als ihr Chauffeur im Begriff war, loszufahren, erschien eine Gruppe heftig gestikulierender Wachen und versperrte ihnen den Weg. Ein anderer Wagen beabsichtigte gerade, das Gelände durch dasselbe Tor zu verlassen, und nun blockierten die beiden Autos sich gegenseitig. Armandos Fahrer wurde von den Soldaten in scharfem Ton aufgefordert, sofort zurückzusetzen und die Ausfahrt frei zu machen. Als danach der andere Wagen langsam an ihnen vorbeifuhr, kreuzten sich nicht nur die beiden Fahrzeuge, sondern auch die Blicke zweier Passagiere im Fonds. Und obwohl die Vorhänge des anderen Wagens nur einen Spalt geöffnet waren, erkannte Isabel Gomez de Ruiz den Mann im anderen Wagen sofort. Es war Ernesto Guevara! Aber noch bevor sie diesen Gedanken durch einen zweiten Blick hätte bestätigen können, setzte sich ihr Wagen wieder in Bewegung.

Während sie die schnurgerade Allee entlang auf die Residenz des Präsidenten zufuhren, deren weiße Gebäude in der Abendsonne in goldenem Licht erstrahlten, ließ Isabel das Bild des Mannes im anderen Wagen nicht mehr los. War es wirklich Ernesto gewesen? Und wenn er es war, was hatte er in Buenos Aires zu schaffen? Die Presse hatte seinen Besuch mit keiner Zeile erwähnt. Che Guevara bei Präsident Frondizi! Wäre ein solches Treffen offiziell angekündigt worden, hätte dies zweifellos augenblicklich einen gehörigen politischen Skandal entfesselt. Dass sein Bruder Silvio enge Kontakte zum Comandante und der Kubanischen Revolution pflegte, war für den Präsidenten Hypothek genug.

Isabel hatte aber auch persönliche Gründe, weshalb sie diesen Mann wohl auch im Dunkeln erkannt hätte und weshalb ihr Herz augenblicklich schneller schlug, als sie ihn erblickte. Sie hatte 1944 gemeinsam mit Ernesto Rafael Guevara das Dean-Funes-Gymnasium in ihrem Heimatort Córdoba besucht. Und dort, in diesen jungen Jahren, war er ihre erste große Liebe gewesen.

Sie waren beide siebzehn. Während Isabel eher schüchtern war, eine Tochter aus gutem Hause, war Ernesto ein stürmischer Freigeist, der sich gänzlich um gesellschaftliche Konventionen scherte.

Er war ein guter Schüler seiner Mutter Celia de la Serna Llosa, Urenkelin des letzten spanischen Vizekönigs von Peru, die ihrerseits immer wieder Familie und Gesellschaft durch ihre Direktheit zu brüskieren verstand. Aber der Umstand, dass Isabels Vater, Don Osvaldo Gomez, einer der wohlhabendsten und einflussreichsten Weinproduzenten in der Region Colonia Caroya war, stand unüberwindbar zwischen Isabel und Ernesto, der sich schon sehr früh mehr zu den Benachteiligten und Machtlosen der Gesellschaft hingezogen fühlte. So blieb ihre Beziehung auch nicht viel mehr als ein einseitiges Schmachten Isabels, und die ganze Familie war erleichtert, als der junge Guevara schließlich auszog nach Buenos Aires, um dort Medizin zu studieren. Isabel aber brauchte damals eine schrecklich lange Zeit, um diese Trennung zu überwinden, und dies obwohl sie im Grunde immer gewusst hatte, dass sie nur eines von vielen Mädchen war, deren schwärmerische Gefühle der äußerst attraktive und charismatische Ernesto meisterlich zu entflammen verstand. Dennoch tat sie sich sehr schwer, ihn zu vergessen, und suchte über Jahre immer wieder vergeblich den Kontakt zu ihm.

„Wir sind da! Komm endlich, die warten schon!“ Armando zog seine Mutter, die gedankenversunken aus dem Seitenfenster des Wagens in die Ferne des Parks blickte, am Arm.

Von draußen wurde die Türe geöffnet, und Armando hüpfte aus dem Wagen. Der Fahrer zog einen kleinen Hebel links vom Lenkrad, worauf sich der große, schwarze Deckel des Kofferraums langsam hob. „Das sieht ja aus wie ein Walfisch, der das Maul weit öffnet!“, rief der Kleine lachend.

Einer der herumstehenden Männer half Isabel mit geübter Geste beim Aussteigen, ein anderer hob behutsam das Cello aus dem Kofferraum und überreichte es dem Jungen. An der Türe zur Eingangshalle begrüßte sie der Sekretär des Präsidenten. Schon damals, als er sie besuchte, um Frondizis Einladung zu überbringen, war ihnen die wichtigtuere Art des Mannes aufgefallen.

„Ach, wie schön, dass Sie sich doch entschließen konnten, zu kommen, Doña Gomez de Ruiz!“

Der Secretario hielt seinen Körper derart gerade, als hätte er einen Besenstil verschluckt. Während Armando ihn hinter seinem Rücken nachäffte und ebenfalls ganz steif einherstolztierte, konnte Isabel nicht widerstehen und fragte den Sekretär: „Bitte entschuldi-

gen Sie die Frage, aber war der Mann, der gerade eben die Residenz verließ, nicht Señor Guevara?"

Der Angesprochene schien sehr irritiert, blickte sich um und sagte leise, jedoch sehr eindringlich: „Bitte, werte Doña Gomez de Ruiz, in Ihrem eigenen Interesse, erzählen Sie niemandem, was Sie gesehen haben, in Ihrem eigenen Interesse!“

„Verzeihen Sie ... ich ... danke ...“, sagte Isabel schnell und wandte sich Armando zu.

„Kann ich dir helfen mit dem Cello?“

„Nein, Mama, sicher nicht, ich bin doch nicht mehr klein!“

Nach dem Aperitif hatten die rund siebzig Gäste im großen Salon Platz genommen, und man wartete nur noch auf den Präsidenten. Viele der Anwesenden machten keinen Hehl daraus, dass sie sich bereits jetzt langweilten und hofften, dass der Abend mit dem Wunderkind möglichst kurz und schmerzlos verlaufen möge. Obwohl jeder der Gäste sicherlich gute persönliche Gründe hatte, der Einladung des Präsidenten zu folgen, so konnte man doch bei den meisten ein kulturelles Interesse als Motiv für ihre Anwesenheit mit großer Sicherheit ausschließen.

Armando ahnte natürlich nichts von alledem. Er saß bereits vorne auf einem Podium, mit seinem kleinen Cello, den Blick gesenkt und sein Kinn auf den Resonanzkörper aufgestützt. Noch nie zuvor hatte er für ein größeres Publikum gespielt und blickte deshalb hie und da etwas unsicher zu seiner Mutter, die in der vordersten Reihe etwas seitlich saß. Wenn sie anwesend war, konnte ihm nichts geschehen, das wusste er.

Zwischendurch schloss er immer wieder die Augen und atmete tief durch die Nase ein. Er liebte den Geruch seines Instruments, den schweren Duft des Holzes, das Süßliche des rotgoldenen Lacks, den alten Staub aus dem geheimnisvollen Inneren des Cello-Bauches, das Kolophonium auf den Saiten, das harzig und scharf roch und ihn an seinen Großvater erinnerte, wenn er den Stab aus leuchtend rotem Siegelack über der Kerze wärmte.

Dann endlich betrat der Präsident der Republik Argentinien, Dr. Arturo Frondizi, den Raum, in dunkelblauem, leichtem Anzug, wie stets mit blauweiß gestreifter Krawatte, den Nationalfarben seines Landes. Die Gäste erhoben sich respekt- und geräuschvoll.

„Aber bitte nehmen Sie doch Platz, verehrte Gäste!“ Mit einer freundlichen Handbewegung wies er die Anwesenden zum Sitzen an, und nachdem er sich der Aufmerksamkeit aller versichert hatte, fuhr er fort: „Ich darf begrüßen unseren Bürgermeister, Señor Giralt, den werten General, Señor Nestor Pellegrini, und natürlich Sie, geschätzte Vertreter der Presse, liebe Gäste, liebe Freunde! Es kommt sehr selten vor, dass mein Bruder Risieri versucht, mich von etwas zu überzeugen. Und dies nicht nur, weil wir uns etwa immer einig wären ...“ Kurzes Aufflackern eines Lachens im Publikum. „Aber ich verstand sofort – wenn er dies mit der Überzeugung und Intensität und Unnachgiebigkeit wie im vorliegenden Fall tut, muss wirklich etwas dran sein. Deshalb bin ich seiner Bitte nachgekommen und habe Sie heute Abend zu dieser Soiree eingeladen.“

Hinten im Raum wurde lautstark eine der beiden Flügeltüren aufgestoßen.

„Ach, da kommt ja mein Bruder! Er kann Ihnen sicher mehr dazu sagen.“

Risieri Frondizi, der jüngere Bruder des Präsidenten, Philosoph und Rektor der Universität von Buenos Aires, stürmte schwer atmend und schwitzend in den Salon. Sein Bruder winkte ihm, nach vorne zu kommen.

„Gut, dass du da bist. Ich sagte den Anwesenden gerade, dass du ihnen mehr zum heutigen Abend wirst sagen können. Bitte!“

Risieri Frondizi, noch immer außer Atem, stellte sich neben seinen Bruder. Mit seiner hageren Gestalt wirkte er um einiges älter als der Präsident.

„Danke, lieber Bruder, Verzeihung ... Ihre Exzellenz, verehrter Herr Präsident!“ Die Stimmung im Publikum wurde etwas gelöster. „Bitte entschuldigen Sie meine Verspätung, ich wurde aufgehalten ...“ Er wischte sich mit seinem Taschentuch über die Stirn. „Verehrte Gäste! Sie werden sich wahrscheinlich wundern, weshalb ich meinen Bruder gebeten habe, Sie alle heute Abend zu diesem kleinen Konzert dieses sehr jungen Meisters einzuladen.“ Damit zeigte er auf Armando, der noch immer gedankenversunken an seinem Cello roch.

„Manch einer denkt wahrscheinlich“, fuhr er fort, „dass gerade jetzt, in diesen ernsten Zeiten, Zerstreung durch Kunst wohl am wenigsten angebracht sei, und sicher sind viele von Ihnen skeptisch,

was Wunderkinder anbelangt. Ich bin es auch." Verständnisvolles Raunen der Anwesenden. „Sicherlich ist jetzt die Zeit, Weichen zu stellen, weitreichende Entscheidungen zu treffen für unser geliebtes Land, zu verhandeln und doch Stärke zu zeigen, zu berechnen und zu messen und zu wägen; es ist dies die Zeit der Realisten! Das war ja auch der Grund, weshalb Sie meinen Bruder gewählt haben." Unsicheres Lachen. „Aber lassen Sie mich Ihnen sagen, dass ich als geplagter Rektor einer Institution", und er fuhr sich erneut mit dem Taschentuch über das Gesicht, „die man ja als die Wiege der Ratio bezeichnen kann, sehr wohl weiß, wovon ich spreche, wenn ich sage, dass man rechnen und messen und verhandeln und entscheiden kann, so viel man will; die immensen Kräfte des Unerklärbaren, des Unvorhersehbaren, werden dennoch immer mit im Spiel sein und auf unsere Bemühungen einwirken – im Guten wie im Schlechten." Und mit ausholender Geste auf Armando zeigend: „Dieser kleine Mann hier, mit seinem Musikinstrument, wird Sie nun für kurze Zeit durch das Schlüsselloch im großen Tor zum Unerklärbaren blicken lassen. Erst kürzlich hatte ich anlässlich einer Soiree in kleinem Kreis bei der Künstlerin Doña Alva Marumandis dazu Gelegenheit, und ich kann nur sagen, lassen Sie sich überraschen."

Er zog seine buschigen Augenbrauen hoch und sandte einen geheimnisvollen Blick in den Raum.

Isabel konnte es einfach nicht fassen, und eine einzige Frage drehte sich in ihrem Kopf: War der Junge, über den hier gesprochen wurde, wirklich ihr Armando? Nie hatte sie von einer solchen Soiree gehört, sie wusste nicht einmal, dass er vor fremden Leuten spielte. Und was erlaubte sich diese egozentrische Doña Alva eigentlich, mit ihrem Kind solche Dinge zu unternehmen, ohne sie jemals gefragt zu haben und ohne sie einzuladen! Noch immer glaubte sie an einen Irrtum, der sich mit Sicherheit in wenigen Minuten in einem furchtbaren Fiasko offenbaren würde.

„Übrigens hat selbst der große Meister des Cellos, Pablo Casals, der zufällig ebenfalls an diesem Abend zugegen war, das Talent des Jungen als außergewöhnlich und unerklärbar beschrieben. Nun denn, es bleibt mir nur noch, Ihnen allen einen spannenden Abend zu wünschen... und meinem Bruder... ich meine, Ihrer Exzellenz, zu danken!"

Dr. Frondizi lächelte, man erhob sich und applaudierte, wieder eine Geste des Präsidenten, und man setzte sich. Die beiden Männer nahmen Platz auf den zwei freien Sesseln in der vorderen Reihe, und der Präsident nickte Isabel höflich zu, als er sich neben sie setzte.

Nun war Isabel Gomez de Ruiz aber keine Frau, die man nur flüchtig wahrnehmen konnte. So blieb denn sein Blick auch wehrlos haften an seiner jungen und überaus attraktiven Sitznachbarin. Frondizi war im Umgang mit Frauen nicht sonderlich gewandt und war daher offensichtlich etwas verunsichert. Auch schien er nicht zu wissen, wer sie überhaupt war. Und doch glaubte er, sie schon einmal gesehen zu haben; ihr dunkles, langes Haar war hochgesteckt und durch eine silberne Spange in Form einer Drachenfigur zusammengehalten, was den Blick freigab auf ihr schmales, herzförmiges Gesicht mit den dunklen Augen, voller Feuer und doch verträumt, den geschwungenen, leicht zugespitzten Lippen mit ausgeprägt tiefen Mundwinkeln und dem langen, schlanken Hals...

Modigliani!, glaubte sich der Präsident jetzt zu erinnern. Sie musste dem italienischen Maler, dem unumstrittenen Meister des Frauenporträts, Modell gestanden haben.

Isabel spürte den gefangenen Blick des Präsidenten auf sich, und es war ihr äußerst unangenehm. Die übergroße Hornbrille mit den dicken Gläsern ließen seine Augen noch größer erscheinen. Irritiert beugte sie sich nun vor und winkte Armando zu, um ihn zum Spielen aufzufordern. Nun erkannte der Präsident auch erleichtert, wer sie war, und wandte sich ebenfalls dem jungen Musiker zu. Dieser hatte den Wink seiner Mutter verstanden und brachte sich und sein Instrument in Position.

Armando schloss die Augen, setzte den Bogen an und begann, ihn hin und her zu bewegen, ohne jedoch die Saiten zu berühren. Als auch nach einer gefühlten Ewigkeit noch immer kein Laut zu hören war, begannen sich die Gäste in den hinteren Reihen bereits zu strecken, um nachzusehen, weshalb der Junge nicht endlich zu spielen begann.

Dann war es, als ströme mit einem Mal ein warmer Luftzug in den Raum, eine Geräuschwolke aus unzähligen Flüsterstimmen mit sich tragend. Alle Blicke wandten sich unwillkürlich nach links zu den geöffneten Fensterflügeln. Erst allmählich ließ sich aber die

wirkliche Quelle dieser Geräusche ausmachen; sie kamen direkt von der Mitte des Podiums, sie entsprangen dem Instrument dieses seltsamen kleinen Spielers. Nun mischten sich zarte Obertöne zu den Geräuschen, und es schien bald so, als nehme dieses Klanggewebe nun auch eine sichtbare Form an, als hauchfeiner Dunst, der den gesamten vorderen Teil des Raumes zu füllen begann, Podium und Spieler umschließend.

Wachsende Unruhe im Publikum; war es Rauch? War irgendwo ein Feuer ausgebrochen? Konnte es tatsächlich eine Art sichtbar gewordener Klang sein? Oder handelte es sich hier um eine phänomenale optische Täuschung?

Der Junge hielt die Augen geschlossen, während sein Bogen nicht nur über die Saiten strich, sondern sich zwischendurch auch heftig rieb an verschiedenen Stellen des Klangkörpers, des Steges und des Saitenhalters. Immer neue Arten von Pfeifen, Schaben und Kratzen ertönten, dazwischen glänzten silberhelle Obertöne. Gleichzeitig hatte sich das klingende Dunstgebilde immer mehr verdichtet, bis es den Jungen mit seinem Instrument fast ganz verhüllte. Dann trennte es sich plötzlich in der Mitte und floss nach beiden Seiten des Raumes, um von dort als irisierende Klanggespinste an den Wänden entlangzugleiten, über die üppigen Goldrahmen riesiger Ölgemälde mit finster blickenden Präsidentenporträts streichend, auf der Fensterseite den schweren Brokatvorhängen ausweichend, gebannt verfolgt von den verunsicherten Blicken der konsternierten Gästeschar.

Schließlich trafen sich die beiden Schwaden am hinteren Ende des Raumes, vor der großen Flügeltür, wo sie zu einem einzigen, flirrenden Flor verschmolzen.

Während die Aufmerksamkeit der Zuhörer nun auf die Geräusche hinten gerichtet war, brach vorne aus der hölzernen Enge des kleinen Cellos plötzlich ein einzelner, voller Ton hervor und dehnte sich rasch aus. Noch immer mehr Geräusch als Musik, wirkte dieser Ton jetzt bedrohlich, als er begann, sich den vorderen Reihen des Publikums zu nähern, getrieben vom heftigen Vibrato der linken Hand des Jungen. Und ganz so wie ein Korkenzieher sich in die Tiefe des Korkens schraubt, so war es, als dringe der Ton kreisend in den inneren Raum eines jeden Zuhörers, ihn durchwühlend, um schließlich das Allerinnerste aufzubrechen, weit zu öffnen und freizulegen.

Einige der Anwesenden schienen von diesen noch nie zuvor gehörten Klängen derart irritiert zu sein, dass sie ihre Ohren mit den Händen zu schützen versuchten, doch sie begriffen sehr schnell, dass diese eigenartigen Schwingungen nicht einfach durch das Gehör eindringen, sondern offenbar im Innern ihres Kopfes entstanden, als eine Art Resonanz.

Das nun folgende, gedehnte Anschwellen eines einzelnen Tones war voller Spannung und erinnerte an einen Bogenschützen, der den Bogen bis an seine Grenze durchzieht. Und dann, wie der Pfeil, der sich fauchend von der Saite löst und auf sein Ziel zufliegt, begann die Musik.

Armando ließ Kaskaden von fröhlichen Tonketten vor sich tanzen, schlicht, einfach, aber voller Leben. Es war seine eigene Musik mit seinen eigenen Melodien, die einer geheimnisvollen Quelle zu entspringen schienen und die bald schon emporwuchsen zu einem strahlenden Melodiebogen, um schließlich in den weit geöffneten Herzensraum der überraschten Zuhörer hineinzufließen; man konnte sich der Freude, die aus dem lebendigen Spiel dieses Kindes hervorsprudelte, nicht entziehen, sie ging einfach in einen über. Seine kleinen Finger hüpfen in wilden Sprüngen über das Griffbrett, und kurz darauf war es, als knete und formte er die Musik wie einen Klumpen feuchten Lehms. Immer wieder bildeten sich neue Melodien, um sich kurz darauf wieder aufzulösen im quirligen Spiel. Seine dunklen Locken flogen nach allen Seiten, seine rechte Hand wirbelte durch die Luft, sodass der Bogen zeitweise kaum mehr zu sehen war. Als sei es das Natürlichste der Welt, folgte er mit geschlossenen Augen einfach dieser besonderen Kraft, die aus ihm herausbrach.

Es mochten Minuten oder Stunden vergangen sein – man hatte jegliches Zeitgefühl verloren, als die Musik schließlich ruhiger wurde. Die Melodie hielt sich immer tiefer versteckt im dichten Geflecht der Arpeggios, bis diese begannen, sich in Fetzen aufzulösen, die dann, leise tuschelnd und pfeifend, entlang der Wände zum Fenster schlichen und dort von den schweren Vorhängen verschluckt wurden.

Atemlose Stille...

Wie nach einer langen Reise war ein jeder ganz bei sich angekommen. Gleichzeitig schienen die Gefühle aller Anwesenden zu

einer einzigen, gemeinsamen Empfindung verschmolzen zu sein, bei manchen sichtbar als funkelnde Träne, deren sich in diesem Moment niemand schämte.

Nun waren alle damit beschäftigt, in irgendeiner Weise wieder festen Boden unter den Füßen zu finden, und erst nach einer Viertelstunde erhoben sich die ersten Gäste, nachdenklich, schweigend. Doch es war keine gedrückte Stille, alles war durchflutet von der tiefen Wahrnehmung eines umfassenden, unbeschreiblichen Glücksgefühls. Auch wenn keiner der Gäste, die heute die präsidiale Residenz verließen, etwas Rationales, Konkretes über die Ereignisse dieses Abends hätte sagen können, so wussten doch alle, dass ein jeder davon für immer berührt bleiben würde.

Isabel saß nur da, blickte auf den Boden und schüttelte immer wieder den Kopf. Was war das? Ein Traum? Eine Verschiebung der Realität? Es schien ihr, als sei sie durch eine Falltüre in eine andere Wirklichkeit gestürzt. War sie in dieser Welt noch Isabel? Und war das noch immer ihr kleiner Armando, ihr Kind?

„Verehrte Doña Gomez de Ruiz, ich bin sprachlos!“ Der Präsident riss Isabel aus ihren Gedanken.

„Ich bin es auch, Herr Präsident, ich bin es auch...“, sagte sie fast tonlos, den Kopf noch immer gesenkt. Es folgten weitere Komplimente, Glückwünsche, Dankesworte – Isabel hörte nur halb zu, lächelte verlegen und nickte.

Als sie sich ihrem Kind zuwandte, ergriff sie plötzlich ein eigenartiges Gefühl von Befangenheit, eine tiefe Scheu, wie vor etwas Fremdem. Doch Armando blickte sie mit seinen klaren Kinder-Augen lächelnd an, und sie umarmten sich. Und einmal mehr – Manuel war nicht dabei.

In den darauffolgenden Tagen verbreitete sich die Geschichte vom Knaben Armando und dem Abend im Präsidentenpalast bis weit über die Grenzen der Stadt, und man begann, vom „Wunder von Buenos Aires“ zu sprechen. Die Gäste der Soiree fanden auch nach Tagen kaum Worte, um ihren Gefühlen und der Begeisterung für dieses Kind mit seinem magischen Spiel Ausdruck zu verleihen. Auch konnten sie das Erlebte nicht in ihrem Weltbild unterbringen, und so lag es nahe, dass viele der Versuchung nicht widerstehen konnten, das Ganze als religiöses Phänomen zu deuten.

Unter den Zeugen der Ereignisse in der Quinta de Olivos waren auch die beiden Chefredakteure von *La Nación* und *La Prensa*, zwei der wichtigsten, einander heftig konkurrierenden Zeitungen des Landes, die sich anderntags an prominenter Stelle ihrer Abendausgabe gegenseitig mit überschwänglichen Schilderungen der Ereignisse überboten. Auch die restliche Presse, die schon seit Längerem an akuter Austrocknung gesellschaftlicher Themen litt, warf sich gierig auf die Geschichte des Wunderkindes. Es brauchte nur noch eine Prise der üblichen Kreativität dieses Genres, und aus dem Knaben wurde ein von Gott gesandtes Wunder, was wiederum heftigste Debatten in den kirchlichen Kreisen auslöste. So erstaunte es nicht, dass wenige Wochen später, als Armandos Konzert im Colón, dem größten Theater in Buenos Aires, angekündigt wurde, dieses innerhalb weniger Stunden bis auf den letzten Platz ausverkauft war.

Die Familie Ruiz



○ Es war kurz vor Mitternacht. Armando und seine Mutter warteten noch immer in der Solistengarderobe des Colón, bis sie endlich nach Hause gebracht würden. Der Junge war schon längst in den Armen seiner Mutter eingeschlafen, als der Pförtner klopfte und meinte, es würden zwar noch immer viele Bewunderer am Künstlereingang ausharren, aber er denke, man könne das Gebäude jetzt gefahrlos verlassen. Er geleitete die beiden zum Ausgang, wo die große, schwarze Limousine auf sie wartete. Gemeinsam mit dem Chauffeur und dem Pförtner schirmte Isabel ihren Sohn von mehreren Dutzend wild durcheinanderrufenden Zuschauern ab, übergab dem Fahrer das Cello und schlüpfte dicht hinter ihrem Kind in den Wagen.

Wenige Minuten später bogen sie in die Avenida Caseros ein.

„Gleich da vorne rechts“, gab Isabel dem Fahrer Anweisung.

„Ich kenne den Weg, Señora Gomez, ich hatte das Vergnügen, Sie beide schon letztes Mal von der Quinta de Olivos, der Residenz des Präsidenten, nach Hause chauffieren zu dürfen“, sagte der Fahrer freundlich, „Mein Name ist Romero.“

„Aber natürlich, verzeihen Sie, Romero!“

Beim großen Tor des Palacio Sanchez hielt der Wagen, der Chauffeur öffnete die Türe und wünschte gute Ruhe.

„Aber wo ist mein Cello?“, fragte Armando.

„Oh, Verzeihung, Maestro, es schläft wohl noch im Kofferraum, ich hole es sogleich!“, sagte Romero schnell.

Isabel nahm das Instrument und bedankte sich, dann schlüpfen die beiden durch die kleine Nebentüre in die dunkle Eingangshalle.

Die Ruiz bewohnten zwei Räume mit einer improvisierten Küche im dritten Stock dieser heruntergekommenen, einstmals aber herrschaftlichen Gebäudeanlage im Quartier Parque Patricios. Ende des neunzehnten Jahrhunderts hatte der Zerfall einiger Viertel der Stadt begonnen, ausgelöst durch eine verheerende Gelbfieberepidemie, die 1870 in Buenos Aires wütete. Die Stadtbewohner, die es sich leisten konnten, verließen ihre Villen und zogen sich zurück auf ihre Landgüter oder auf die Anhöhen von Recoleta, wo man etwas geschützter vor einer Ansteckung durch die Stechmücken war als in der Tiefebene am Ufer des Rio de la Plata. In der Folge erlebte Recoleta einen beispiellosen Bauboom, es entstanden unzählige neue Prachtbauten im französischen Stil, das Quartier wurde zum „Paris

Amerikas", mit allem, was dazugehörte. Das erklärte, weshalb auch nach dem Abklingen der Krankheit kaum jemand mehr Interesse hatte, in ihre ursprünglichen Besitztümer zurückzukehren, sodass diese Stadtteile immer mehr verwahrlosten. Die Gegend verlor noch zusätzlich an Attraktivität, nachdem Anfang der Fünfzigerjahre bekannt wurde, dass eine Erweiterung des berühmten Carcel de Caseros, des großen Gefängnisses im Stadtteil Parque Patricios, geplant war. Es sollte ein Monumentalbau werden, für zweitausend Gefangene auf zweimal zweiundzwanzig Stockwerken, und es war abzusehen, dass seine beiden himmelhohen Hauptgebäude in mancherlei Hinsicht seine langen Schatten auf die umliegenden Viertel werfen würden.

Schon bald nach dem Beginn des großen Exodus durch die Angst vor dem tödlichen Fieber ergriff die ärmere Bevölkerung die Gelegenheit und begann, sich in den verlassenem Prunkgebäuden häuslich einzurichten, so auch im Palacio Sanchez an der Avenida Caseros. Da alles schnell gehen musste und man zudem nie wusste, ob die rechtmäßigen Besitzer nicht doch von einem Tag auf den anderen ihre Ansprüche geltend machen würden, teilte man die unzähligen Räumlichkeiten höchst planlos und nach dem Gesetz des Schnelleren und Stärkeren auf. Größere Salons wurden mit Bretterverschlagen, die teilweise nicht einmal bis zu den hohen Decken reichten, zu Wohneinheiten umfunktioniert, Toiletten gab es nur wenige, und Waschräume und Küchen wurden behelfsmäßig eingerichtet.

Niemand wusste, wie viele Bewohner tatsächlich in den Gebäuden des Palacio Sanchez hausten, aber gegen achtzig mochten es mittlerweile schon sein. Allein durch das Universum der Geräusche und Gerüche war man eine Schicksalsgemeinschaft, in der man erbarmungslos alles teilte, in der es keine Geheimnisse gab. Die einzig wirksame Überlebensstrategie war, dass man sich gegenseitig möglichst weitgehend ignorierte. Da sich niemand wirklich verantwortlich fühlte, war natürlich auch alles entsetzlich schmutzig, und die Heerscharen der mageren Katzen, welche die Gänge und Treppenhäuser bevölkerten, vermochten den noch zahlreicheren Ratten nicht Herr zu werden.

„Am liebsten würde ich jetzt gleich zu Doña Alva gehen und ihr alles von heute Abend erzählen.“

„Das hat Zeit bis morgen, nach der Schule.“

„Mama, ich bin so müde, ich kann nicht mehr die Treppe hinaufsteigen. Kannst du mich tragen?“, bettelte Armando.

„Du bist mir ein ganz Schlauer“, sagte Isabel, „eben gerade wolltest du noch zu Doña Alva... Komm jetzt, außerdem bist du doch viel zu schwer für mich! Und ich muss ja auch noch dein Cello tragen.“ Sie seufzte und schob ihren Sohn mit der freien Hand an seinem Rücken die breite Sandsteintreppe nach oben, während Armando sich kichernd nach hinten lehnte.

„Du, Mama, ich habe noch Hunger“, jammerte er, als sie endlich den dritten Stock erreichten und vom Treppenhaus direkt in die Küche traten.

Nachdem Isabel vorsichtig den halberbrochenen, weißen Porzellanschalter gedreht hatte, riss eine von der Decke hängende Glühbirne ein grelles Loch in das Dunkel des Raums, hatte dann aber doch nur gerade die Kraft, den Tisch in der Mitte mit den vier wackeligen Stühlen zu beleuchten, während sich alles andere im Halbdunkel verlor. Erst ein zweiter Blick enthüllte Andeutungen von bemalten Tapeten und aufwendigem Gipsstuck an der hohen, gewölbten Decke, woraus sich schließen ließ, dass die Küche der Ruiz früher einmal Teil eines prunkvollen Salons gewesen sein musste. In einer Ecke stand ein Schüttstein aus dunkelbraunem Steingut auf zwei Holzkisten, ein zerbeulter Metalleimer unter dem Abfluss fing die Abwässer auf, ein Gartenschlauch war mit Drähten an einem Brett dahinter fixiert. Ein großer Küchenschrank und ein brauner Vorhang trennten einen Nebenraum ab, der als Wohn- und Schlafzimmer diente, und obwohl alles sehr provisorisch war, verströmte der Raum eine gemütliche Atmosphäre. Dazu trug ganz wesentlich ein riesiges, gemaltes Plakat bei, das die große Sylvester-Milonga 1950 in der Confiteria Ideal ankündigte und einen Mann und eine Frau in einer innig feurigen Pose des Tangos zeigte. In großen, orange leuchtenden Lettern stand dort „Isabel & Manuel“. Das war vor langer Zeit gewesen, einer Zeit, in der Isabel noch im magischen Raum zwischen Traum und Wirklichkeit, Utopie und Wahrheit gelebt hatte.

„Geh schon vor, ich werde dir noch etwas gegen deinen Bärenhunger ans Bett bringen. Aber jetzt schnell, schlüpf in deinen Pyjama!“

Als Isabel wenig später mit einem Tablett ins Zimmer kam, thronte Armando bereits aufrecht in der Mitte des Bettes, die vielen Kissen in den Rücken geschoben. Sie setzte das Tablett vor ihm auf die Decke und versuchte, es sich auf der schmalen Bettkante gemütlich zu machen.

„So, mein Kleiner, lass bitte auch ein bisschen Platz für mich...“

Während er etwas zur Seite rutschte, zog die Mutter mit einem Ruck eines der Kissen hinter seinem Rücken hervor und legte sich dann erschöpft neben ihn.

„He, das sind meine Kissen!“

Beide lachten, dann beugte er sich vor und stürzte sich auf die große Scheibe Brot mit der dicken Schicht seines geliebten Dulce de Leche, einem karamellartigen Aufstrich, während ihm seine Mutter gedankenversunken mit der rechten Hand über den Rücken strich. Dazwischen nahm er einen tiefen Schluck von der Milch, die seine Mutter vorsichtshalber vom Tablett auf das Nachttischchen gestellt hatte. Was für ein Abend, dachte sie für sich, wo wird das alles noch hinführen...?

Nun, da sie zum ersten Mal Zeit fand, über das Erlebte nachzudenken, spürte sie auch, wie Gefühle der Angst in ihr aufstiegen. Wie schön wäre es doch gewesen, wenn Manuel die Erfahrung des heutigen Abends mit ihnen hätte teilen können. Seinen Sohn im Bann dieser geheimnisvollen Kraft zu erleben, hätte ihm Armando vielleicht endlich etwas nähergebracht, und vielleicht hätte das Kind, so wie bei den vielen Menschen im Colón, auch bei seinem Vater dieses Eigenartige, Wunderbare, Befreiende auslösen können. Aber ausgerechnet in diesen Tagen hatte das Orquesta Tango Mayor, bei dem Manuel Ruiz seit Jahren als Bandoneonist spielte, endlich wieder einmal eine Konzertanfrage gehabt. Es war seit Wochen die erste Verdienstmöglichkeit gewesen, und so war Manuel für einige Tage nach Santa Fe gereist.

„Sag mal, Mama“, unterbrach Armando ihre Gedanken und leckte sich mit der Zunge den Milchbart von der Oberlippe. Seine Stimme klang ernst. „Ich verstehe einfach nicht, weshalb immer so viele Menschen traurig sind, wenn ich spiele. Gefällt ihnen die Musik nicht?“

„Aber weshalb denkst du, sie seien traurig, mein Liebster?“

„Sie weinen, das heißt doch, dass sie traurig sind.“

Isabel lächelte und schwieg. Dann zeigte sie auf ihre tränengefüllten Augen.

„Schau, ich habe auch Tränen in den Augen, aus Freude – und aus Liebe! Es gibt so viele Gründe zu weinen.“

Mit dem Handrücken wischte sie die Tränen weg. „Nein, mein lieber Bub, sie weinen, weil deine Musik sie glücklich macht. Weißt du, viele Menschen waren noch nie in ihrem Leben richtig glücklich, sie kennen dieses Gefühl nicht und erleben es zum ersten Mal, wenn du spielst. Deshalb weinen sie.“

„Das finde ich aber blöd, es ist doch so einfach, glücklich zu sein...“ Und nachdenklich fuhr er fort: „Aber weshalb haben sie denn ganz am Schluss alle so laut gerufen und geschrien? Ich habe kein Wort verstanden.“

„Ich weiß es nicht, mein Liebster, ich weiß es nicht. Etwas muss mit ihnen geschehen sein.“ Isabel schüttelte den Kopf. „Ich kann es mir auch nicht wirklich erklären.“

Nach einem langgezogenen Gähnen meinte er: „Nun, wenn sie wirklich glücklich sind, wenn ich spiele, dann spiele ich einfach für sie, oder?“

Er rutschte unter die Decke.

„Uh! Jetzt bin ich aber wirklich richtig müde.“ Und in scheinheiligem Ton fügte er hinzu: „Muss ich noch die Zähne putzen?“

„Ausnahmsweise nicht, aber morgen als Erstes...“

Isabel stellte das Tablett auf den Schreibtisch neben dem Bett, schüttelte das große Kissen auf und deckte ihr Kind zu.

„Singst du noch ein Lied für mich? Nur ein kurzes?“

Sie zögerte einen Moment. Wann immer es möglich war, gehörte ein Gutenachtlied zum täglichen Ritual vor dem Schlafengehen. Vielleicht, half es ihm ja heute besonders, sich von all den Eindrücken dieses verrückten Tages zu lösen.

„Gut, ein kurzes, aber dann ist wirklich Schluss für heute!“

Sie holte ihre Gitarre, setzte sich neben Armando auf die Bettkante und begann, leise zu zupfen. Er liebte es, ihre schlanken Finger zu beobachten, wenn sie sich wie Spinnenbeine über Saiten und Griffbrett bewegten. Als sie mit ihrer dunklen, warmen Stimme zu singen begann, dauerte es keine Minute, und er war tief eingeschlafen. Nach nur einer Strophe beendete sie das Lied, stellte die Gitarre in die Ecke und küsste ihn auf die Stirn. Sie hob das Tablett

vom Tisch und schlich leise aus dem Raum. In der Türe drehte sie sich noch einmal um und blickte auf ihr schlafendes Kind. Dann ging sie in die Küche.

Auf dem Küchentisch lagen noch immer die ungeöffneten Briefe, die Isabel heute Morgen dort hatte liegen lassen. Sie wusste, dass es wieder Geldforderungen sein würden, und sie wusste auch, dass sie wieder um Aufschub würde bitten müssen. Da von Manuel kaum Einnahmen zu erwarten waren, blieb ihr nichts anderes übrig, als Tanzunterricht zu geben, sooft sie Gelegenheit dazu hatte. Es kam aber immer öfter vor, dass sie auch Aushilfsarbeiten annehmen musste, wann immer sie sich gerade boten.

Der Tango steckte schon seit längerer Zeit in einer großen Popularitätskrise, und Manuel, der für den Tango lebte, nahm das fehlende Interesse der Öffentlichkeit sehr persönlich. Obwohl das Orquesta Tango Mayor zu den besten im Lande gehörte und Manuel einer der großen Virtuosen auf dem Bandoneon war, diesem klassischen Tangoinstrument aus der Familie des Akkordeons, so gab es doch allgemein immer weniger Arbeit für Musiker. 1955, nach dem Sturz von Perón, dessen nationalistisch geprägte Regierung den Tango als wichtiges Element der argentinischen Identität förderte, wurde diese Unterstützung nun von der darauffolgenden Regierung der Militärs sofort gestrichen. In der Folge wurde deutlich, dass der Tango für die Bevölkerung Argentiniens nicht mehr diese zentrale Bedeutung hatte. So wie überall auf der Welt entdeckten die jungen Leute den Jazz und den Rock 'n' Roll für sich. Als im Februar 1958 Arturo Frondizi zum Präsidenten gewählt wurde, hoffte man auf eine allgemeine Rückbesinnung auf die kulturellen Werte des Landes. Aber es blieb bei der Hoffnung, waren es doch überwiegend wirtschaftliche und soziale Themen, welche die Regierung in diesen Zeiten des zerbrechlichen, instabilen Fortschritts beschäftigten.

Tango ist die Musik des ausgelassenen, sinnlichen Spiels der Geschlechter, er lebt vom *el abrazo*, der Umarmung, es ist die Musik des ungehemmten Kräftemessens der Emotionen, immer aufgerieben zwischen machtvoller Besitzergreifung, bedingungsloser Hingabe und vehementer Zurückweisung. All dies war dem Zeitgeist gänzlich entgegengesetzt. Es waren die Tage der Angst und des Rückzugs, des Misstrauens, der Willkür und des Opportunismus. Die Möglich-

keit einer friedlichen Koexistenz dieser beiden Welten war offenbar ausgeschlossen.

Immer mehr Tanzlokale schlossen oder engagierten keine festen Orchester mehr. Viele der Musiker fühlten wie Manuel, und man begann, sich in den beliebtesten Confiterias, Clubs und Salons zu treffen, um in nostalgischer Gemeinsamkeit den Tango weiterleben zu lassen und, meist ohne Bezahlung, zu spielen wie in alten Zeiten. Wenn dann die letzten der ohnehin wenigen Zuhörer und Tanzenden nach Hause gegangen waren, versuchten die Musiker sich gegenseitig zu überbieten im Erfinden fantasievoller Anekdoten, die wie Luftballone beim Jahrmarkt in den Himmel aufstiegen, um dann aber doch am nächsten Baum der Wirklichkeit hängen zu bleiben. Man kannte sich einfach zu gut und wusste zu genau, wo bei jedem die Grenze zwischen Dichtung und Wahrheit verlief. Hier kam rettend der Alkohol zu Hilfe. Er war nicht nur ein wichtiger Treibstoff für alle, sondern er gewährte auch gleichzeitig die Gnade des Vergessens, sodass sich am anderen Tag keiner mehr an die Tristesse des letzten Abends erinnern würde und man so den Mythos immer wieder aufs Neue auferstehen lassen konnte.

Am Tag war es Manuel, als bekomme er kaum mehr Luft zum Atmen, als versenke das klare Licht des Tages die zarte Schutzhülle, die er sich jede Nacht auf seinen Streifzügen durch die Bars aufgebaut hatte, und so kam es immer häufiger vor, dass dem Morgenkaffee bereits das erste Glas Wein folgte.

In den guten Zeiten war Manuel auch ein hervorragender Tänzer gewesen, und er war hin und her gerissen, ob er sich ganz dem Tanz oder der Musik widmen sollte. Es war letztendlich eine wirtschaftliche Entscheidung, die ihn dann ins Orchester verbannte. Obwohl er das Bandoneon liebte, war es für ihn oft eine wahre Folter, Abend für Abend im Orchester zu sitzen und mit seinem Instrument das Blut anderer Tänzer in Wallung zu bringen.

Es war vor zwölf Jahren, am 28. Mai 1950, in der Confiteria Ideal bei einer Milonga, wie die Argentinier ihre Tanzveranstaltungen nennen, als Manuel die blutjunge Tanguera Isabel Gomez kennenlernte. Cielos! Was für eine großartige Tänzerin sie doch war! Manuel und das Orchester begleiteten sie mit ihrem damaligen Tanzpartner, und man berichtete später, er habe an diesem Abend wild

wie der Teufel persönlich gespielt. Dann, nach einer halben Stunde, sei Manuel plötzlich aufgesprungen, habe das Bandoneon auf den Boden geworfen und sei auf die Tanzfläche gestürmt, wo er dem völlig entsetzten Partner Isabels einen derart harten Schlag ins Gesicht versetzte, dass dieser weit hinaus ins Publikum geschleudert wurde und dort in dem Durcheinander aus Tischen, Stühlen und Menschen unterging. Manuel aber riss die sprachlose Isabel an sich, und es folgte ein Vals Cruzado, der die Pole der Erde schmelzen ließ, das reine Magma des Tangos!

Das Publikum war außer sich, und sogar der verprügelte Tanguero soll, trotz seiner blutenden Nase, am Ende euphorisch applaudiert haben. So erzählt es jedenfalls Manuel Ruiz immer wieder gerne und ausführlich. Er habe es einfach nicht mehr ausgehalten, tatenlos zuschauen zu müssen.

Isabel war noch sehr jung und von Manuel, seiner Musik und dieser leidenschaftlichen Unbeherrschtheit sehr beeindruckt. Niemand wunderte sich deshalb, als die beiden dann auch sehr bald heirateten, und während der folgenden drei Jahre war das Paar Manuel und Isabel die Sensation der großen Milongas. Homero Manzi, der legendäre Tango-Poet, bezog einen der letzten Liedtexte vor seinem frühen Tod auf dieses Duo, das er für die Verkörperung des Tangos schlechthin hielt.

Die beiden tanzten stets zusammen, Manuel hätte niemals einen anderen Tanzpartner für Isabel neben sich geduldet, und da sie in ihrer jugendlichen Naivität Manuels Eifersucht als die besondere Form einer Liebeserklärung deutete, widersetzte sie sich auch nicht. Sie glaubte, so wie Millionen anderer junger Frauen auf der Welt, dass sie stark genug sein würde, um den Geliebten im Laufe der Zeit ändern zu können, ihn zu dem zu machen, der er eigentlich war. Sie wusste damals noch nicht, dass man eher ein Kamel durch ein Nadelöhr tanzen lassen könnte, als einen Menschen wirklich zu ändern.

Schließlich, am 29. September 1952, morgens um sieben Uhr dreißig, kam Armando zur Welt – und von da an saß Manuel wieder im Orchester. Vorbei war die Zeit, in der er, vor aller Welt, überstrahlend im Zentrum der Aufmerksamkeit seiner Partnerin stand; diese hatte nun ganz offensichtlich ihre Augen für jemand anderen.

Vor der Geburt freute sich Manuel wirklich auf seinen ersten Sohn. Er war sich immer ganz sicher, dass es ein Junge werden würde und später obendrein ein gefeierter Tanguero. Aber als er dann auf der Welt war, in Fleisch und Blut, da war die Tatsache nicht mehr zu übersehen, dass Manuel Ramon Ruiz trotz seiner überschäumend kraftvollen Männlichkeit ganz einfach ein großes Kind war; er fürchtete sich vor der Verantwortung, vor dem geregelten Leben mit Frau und Kind. Solange sie zu zweit waren, ging alles weiter wie bisher: Musik, Tanz, feiern. Aber was würde nun werden, fragte sich Manuel verzweifelt, als er seinen Sohn zum ersten Mal in den Armen hielt.

Isabel Gomez bezahlte einen hohen Preis für die kurzen, stürmischen Jahre vor ihrer Schwangerschaft. Sie realisierte sehr bald, dass sie von Manuel nicht viel Unterstützung und Verständnis erwarten konnte und sie allein für die Erziehung des kleinen Armando würde sorgen müssen. Während Männer in ihrem Leben häufig so lange verzweifelt nach Alternativen für das Gegebene suchen, bis alles vorbei ist und man keine Alternativen mehr braucht oder hat, sind Frauen doch um einiges pragmatischer, stellen ihre Träume an einem bestimmten Punkt zurück und packen das Leben an, wie es eben ist, in dem Glauben, ihre Sehnsüchte zu einem späteren Zeitpunkt wieder aufleben lassen zu können.

Manuel Ramon Ruiz sah seinen Traum verloren, und er begann, fieberhaft danach zu suchen. Da nun sein Traum aber ganz und gar weiblich war, lag es nahe, dass er ihn in der Gestalt vieler anderer Frauen vermutete. Ebenso naheliegend war es, dass er sich damit immer mehr von Isabel entfernte. Sie war, zusammen mit Armando, eine Einheit geworden, in der Manuel es verpasst hatte, sich einen Platz zu schaffen.

Die wenigen Milongas, auf denen Isabel und Manuel noch auftraten, wurden immer mehr zu einem langen und traurigen Abschied von vergangenen Zeiten, denn Manuel war mittlerweile nie mehr nüchtern genug, um auch nur ein Musikstück ohne Stolperer durchzuhalten. Er hatte seine Ausstrahlung verloren, und man begann, Isabel zu bedauern und über Manuel zu lachen.

Armando hingegen entwickelte sich außergewöhnlich schnell zu einer starken kleinen Persönlichkeit, und es gab immer häufiger Momente, in denen Isabel von seinem ganzen Wesen und dessen Intensität überfordert war. Da sie zu Hause niemanden hatte, mit

dem sie sich hätte austauschen können, fragte sie bei Freundinnen mit gleichaltrigen Kindern, ob dieses und jenes ‚normal‘ sei und ob sie dies und das auch schon beobachtet hätten bei ihren Kindern und so weiter. Aber wie immer man es betrachtete, Armando war in allen Belangen ein wirklich einzigartiges Kind, und die Reaktionen anderer Mütter waren deshalb oft sehr ablehnend und von Neid geprägt. So stellte sie schließlich keine Fragen mehr und zog sich zunehmend zurück. Aber es gab tatsächlich auch Momente, in denen sie sogar selbst eine eigenartige Distanz zu diesem kleinen Wesen verspürte, etwas, das sie sich als Mutter nur mit Mühe eingestehen konnte.

Kurz vor seinem fünften Geburtstag stand Armando eines frühen Sonntagmorgens im Wohnzimmer, wo seine Eltern schliefen, und verkündete mit ernster und klarer Stimme, dass er jetzt gerne ein richtiges Cello haben möchte. Vater und Mutter waren nicht wenig erstaunt, als er erklärte, dass er schon seit seinem letzten Geburtstag jeden Tag bei Doña Alva Cello gespielt habe ... und es hätte ihr sehr gefallen und ihm auch.

Doña Alva war die rätselhafte alte Dame aus der Nachbarschaft, die für Armando so etwas wie eine Lehrerin, Ersatzmutter, Tante und Freundin war. Seit seiner Geburt war sie Teil seines Lebens, und da Isabel häufig arbeiten musste, verbrachte er oft mehr Zeit bei ihr als in der Familie.

Aber wie er denn für Doña Alva habe spielen können, wollten seine Eltern wissen. Ob sie denn ein solches Instrument besitze? Der Junge sagte voller Eifer, dass man ja auch ohne ein richtiges Cello Cello spielen könne und dass ein Freund von Doña Alva, der Pablo hieß und eine Glatze hatte, die wie ein Spiegel glänzte, einmal bei ihr zu Hause gespielt hätte und dass er ganz genau beobachtet hätte, wie Pablo diese schöne Musik machte... und dann hätte auch er selbst nachts im Traum Cello gespielt, und da hätte er ja auch kein richtiges Cello gehabt, sonst hätten sie es ja wohl gehört... Aber jetzt möchte er gerne doch endlich ein richtiges Cello haben! Armando drehte sich um, Isabel und Manuel hörten noch seine nackten Füßchen auf dem Flur, und kurz darauf war er wieder in seinem Zimmer verschwunden, seine Eltern sprachlos zurücklassend.

Armandos morgendliche Erklärung verfehlte ihre Wirkung offenbar nicht, zumal er sie mit wachsender Hartnäckigkeit fast stündlich wiederholte. Wenige Tage später besuchten Manuel und Isabel mit ihm ein Musikgeschäft in der Avenida Corrientes. Der Händler fragte nach dem Preis, den sie zu bezahlen bereit waren, schätzte mit Kennerblick die Größe des Knaben und brachte ein entsprechendes Schülercello. Er spannte den Bogen, stimmte das Instrument kurz durch und überreichte beides dem bereits ungeduldig wartenden Jungen.

„Hast du denn schon einmal Cello gespielt?“, fragte der Verkäufer freundlich.

Während die Eltern hinter Armandos Rücken ihre Köpfe verneinend schüttelten, antwortete dieser begeistert und voller Vorfreude: „Ja, schon oft, auch in der Nacht, im Traum.“

„Soso, im Traum...“

Das Lächeln wechselte rasch zu einem Ausdruck größter Verwunderung, als er den Jungen beobachtete, wie er gekonnt mit dem Instrument umzugehen verstand und sogleich begann, den Bogen mit ruhigem und kraftvollem Strich über die Saiten zu bewegen.

Schon nach wenigen Tönen wurde es andächtig still im Laden. Kunden und Verkäufer blieben stehen und blickten fassungslos zu dem Knaben, wie er sich auf seinem Stuhl hin und her wiegte und mit völliger Selbstverständlichkeit kurze, getragene melodische Ornamente formte. Obwohl sich hie und da noch kleine Fehler einschlichen, strahlte die Musik dieses Kindes doch eine unerklärbar fesselnde Kraft aus. Es waren keine Melodien, die man hätte kennen können, sie mussten von einer rätselhaften Kraft, die tief in diesem kleinen Wesen lag, geformt werden. Die Anwesenden hatten sichtlich Mühe, glauben zu können, dass der Knabe noch nie ein Cello in den Händen gehalten habe, denn, wenn dies tatsächlich der Wahrheit entsprach, dann hätte es sich hier unbestreitbar um ein Wunder gehandelt.

Isabel entging der stolze Blick Manuels nicht, als er seinen kleinen Sohn so hingebungsvoll musizieren sah. Es wäre ihr die größte Freude gewesen, wenn sich zwischen den beiden über die Musik eine wirkliche Beziehung hätte entwickeln können. Doch etwas später meinte Manuel in seiner gewohnt sarkastischen Art: „Die Zukunft wird zeigen, ob daraus jemals so etwas wie Tango werden könnte.“

Tango ist nicht alles!, hätte Isabel gerne erwidert, aber er würde sie nicht verstehen. Für ihn gab es nur den Tango.

An diesem Nachmittag ließ Armando sich noch einige andere Instrumente zeigen, bis er sich dann für eines ganz klar entschied; er meinte, es rieche am besten.

Es war schon bald ein Uhr nachts, als Isabel sich am Spülstein wusch und dabei die fremde Frau beobachtete, die ihr aus dem trüben, mit ein paar krummen Nägeln an der Bretterwand befestigten Spiegelscherben, erschöpft entgegenblickte. Plötzlich war die Szene jenes Nachmittags im Musikgeschäft wieder präsent, und kalte Schauer liefen ihr über Rücken und Arme. Schon damals, als sie ihren kleinen Sohn mit dem Cello sitzen sah und sie sich gewahr wurde, dass diese unerklärbare, intensive Musik tatsächlich aus ihrem Kind hervorbrach, da empfand sie ihn, für einen Augenblick nur, als ganz und gar fremd, wie auch heute Abend im Colón.

Zähneputzend setzte sie sich an den Küchentisch und betrachtete die beiden Briefe. Mit einer matten Bewegung schob sie diese dann aber weit weg von sich und beschloss, schlafen zu gehen. Sie würde morgen weitersehen.

Sie ging zum Schüttstein und spülte sich den Mund, als sich hinter ihr die Türe lautstark öffnete und Manuel schwankend in der halbdunklen Küche stand.

„Du bist nicht in Santa Fe? Was ist passiert?“, fragte Isabel erstaunt.

„Sie... ich spiele nicht mehr im Mayor...“, stieß er hervor, „sie sind ohne mich gefahren... ich bin denen offenbar nicht mehr genehm... und dabei hatte ich nur ein einziges Glas getrunken... oder höchstens zwei...“, murmelte Manuel mit schwerer Zunge. „Aber ich hab es Rodrigo gegeben... diesem aufgeblasenen, dirigierenden Nichtskönner...“

Beide schwiegen. Nach einer Weile schob Isabel die Briefe zu Manuel und bemerkte kalt: „Und wie glaubst du, sollen wir unsere Familie durchbringen?“

Da waren sie wieder, die Schuldgefühle, die unbarmherzige Nacktheit des Versagers! „Sag es nur, sprich es aus...“, rief er laut, mit gepresster Stimme. Dann schlug er mit seiner flachen Hand auf die beiden Briefe.

Erst jetzt, als er im Licht stand, sah Isabel, dass Manuel verletzt war. Seine rechte Hand blutete, und auch in seinem Gesicht sah sie nun Spuren eines Kampfes.

Während er sich an den Tisch setzte, holte sie wortlos eine Schüssel mit Wasser, einen Lappen und die Schachtel mit dem Verbandszeug aus dem Küchenschrank. Dann begann sie, die Wunden an seiner Hand zu reinigen.

„War es das wert?“ Und mehr zu sich selbst sagte sie leise: „wärest du doch heute bei uns gewesen ...“

Manuel ließ langsam den Kopf in den Nacken sinken und schloss die Augen, als Isabel mit dem feuchten Lappen sein geschundenes Gesicht wusch. Er war ihr so fremd geworden, und doch spürte sie, dass etwas in ihr den Mann ihrer Erinnerung noch liebte. Und auch die Tatsache, dass Armando äußerlich seinem Vater mit fast erschreckender Detailtreue glich, nährte dieses Gefühl immer aufs Neue: die eindringlichen, tiefschwarzen Augen, die unter den ungewöhnlich langen Wimpern hervorblitzten und den Blick des Gegenübers schnell einzufangen und festzuhalten vermochten, die schmale, gerade Nase mit dem nach oben breiter werdenden Nasenbein, das übergang in die elegant geschwungenen, wie von einer Tuschefeder gezogenen Brauen, der Mund, mit vollen Lippen, die in einer sanften Welle so geschnitten waren, als stünde er im Banne einer ständigen Verwunderung über das Leben, dann das schwarzglänzende Wirrsal seiner unzählbaren Locken, die nun von Blut und Schweiß verklebt waren und nach Zigarettenrauch und Wein rochen. Ihn zu lieben, zu begehren, war ihr selbst in diesem Zustand ein Leichtes, mit ihm zu leben aber schien mit jedem Tag unmöglicher.

Als ob Manuel ihre Gedanken lesen konnte, stieß er sie plötzlich von sich weg: „Lass mich! Geh doch zu deinem Frondizi und sag ihm, er soll dir helfen ... der soll dir doch Geld geben, dieser Ehrenmann. Der hat doch genug davon, ich weiß es. Ihr seid ja jetzt Freunde, oder ...?“

Und da er glaubte, er habe ohnehin nichts mehr zu verlieren, brach es aus ihm heraus: „Hat er dich schon gehabt? He?“

Isabel hatte diesen Satz irgendwie erwartet, er passte zu allem anderen. Aber sie war darin geübt, in solchen Situationen erst gar nicht zu reagieren. Es wären hässliche Dinge gewesen, die sie hätte sagen wollen, hätte sagen müssen, aber sie wusste, es war zwecklos.

Nachdem sie seine Hand verbunden hatte, wandte sie sich ab und verließ die Küche. Manuel beugte sich vor, legte den Kopf auf seine gekreuzten Arme und war kurz darauf eingeschlafen.

Als Isabel am anderen Morgen die Küche betrat, fand sie ihren Mann schlafend am Boden. Armando musste bereits aufgestanden sein und ihn dort vorgefunden haben, denn der Junge hatte seine Bettdecke über den Vater gelegt. Wie es schien, hatte der Bub frühstücken wollen, denn auf dem Tisch, neben den blutverschmierten Briefen, lagen Teller, Messer und ein Glas Dulce de Leche. Aber alles schien unberührt, und Armando war weg. Es stach Isabel mitten ins Herz, dass ihr Sohn seinen Vater immer wieder so erleben musste und sie es nicht verhindern konnte. Andererseits spürte sie aber auch, dass ihr Kind einen sehr starken Charakter hatte und für sein Alter einen außergewöhnlich klaren Verstand, der ihn, wie sie hoffte, in gewisser Weise auch zu schützen vermochte.

Als sie die Türe zu Armandos Zimmer leise öffnete, saß dieser an seinem Schreibtisch. Dort war der Junge immer dann zu finden, wenn ihn etwas Wichtiges beschäftigte. Er schrieb oft stundenlang geheimnisvolle Briefe an einen geheimnisvollen Empfänger. Isabel trat zu ihm hin und beugte sich über ihn.

„Was tust du denn da, mein Schatz?“

„Ach, weißt du, ich schreibe wieder einmal einen Brief an Papa Legba ... Ich darf ihn dir leider nicht zu lesen geben, denn sonst wird Papa Legba böse.“

„Und wer ist Papa Legba?“, fragte Isabel verwundert.

„Du kennst ihn nicht? Er ist sehr nett. Wenn du dir etwas ganz fest wünschst oder wenn du Schwierigkeiten hast und du Hilfe brauchst, dann kannst du Papa Legba schreiben und ihn bitten, dir zu helfen.“

„Hast du denn Schwierigkeiten?“ Isabel sah tief in seine wachen Augen.

„Nein, aber der Papa“, sagte er leise und senkte den Blick. „Schade, dass er gestern wieder nicht dabei war ...“

Isabel kniete nun neben Armando und drückte ihn für eine Weile fest an sich, ohne etwas zu sagen. Sie war sich schmerzlich bewusst, dass sie immer wieder der Versuchung erlag, dem Knaben den fehlenden Vater zu ersetzen, durch noch mehr Zuneigung und noch

mehr Zärtlichkeit. Sich abwendend stand sie auf, um ihre Tränen vor ihm zu verbergen, und fragte schnell: „Und wie schreibt man denn so etwas an diesen Papa Legba?“

„Weißt du, Mama, zuerst musst du lernen, alles ganz genau zu sehen, zu riechen, zu hören... Und dann musst du alles aufschreiben, genau so wie es jetzt gerade ist, mit allem, was dazugehört; welcher Tag, welche Zeit, wo du gerade bist... einfach alles, auch wenn ganz lustige Dinge geschehen, wie zum Beispiel... äh... wenn zum Beispiel gerade eine Maus auf dem Schreibtisch sitzen würde und... an deinem Bleistift knabbern würde, dann müsstest du das aufschreiben, oder ob du Schuhe trägst oder nackte Füße hast... und du musst auch aufschreiben, ob das Fenster offen ist oder geschlossen, ob es warm ist oder kalt, ob es still ist im Zimmer oder ob die Maus mit ihrem Knabbern Lärm macht... oder ob du traurig oder fröhlich bist, ob es draußen regnet oder die Sonne scheint, ob es Morgen ist oder Abend, welche Farbe der Stuhl hat, auf dem du gerade sitzt. Alles, alles, alles musst du schreiben... und du darfst gar, gar nichts auslassen...“

Armando geriet durch seine eigenen Schilderungen in helle Aufregung, und Isabel war einmal mehr verwundert, wie reich seine Ausdrucksweise war. In letzter Zeit war ihr der für sein Alter ungewöhnlich große Wortschatz immer wieder aufgefallen. Auch seine Schrift war nicht die eines Neunjährigen. Dass er durch die vielen Briefe an diesen mysteriösen Papa Legba viel Übung im Schreiben hatte, war nur eine Erklärung dafür.

„Und wenn du alles aufgeschrieben hast, was jetzt ist, dann gehst du weiter und schreibst alles auf, was noch nicht ist, was du dir wünschst, was anders sein sollte... und wie es sein sollte, und auch hier darfst du gar nichts vergessen, nicht die winzigste Kleinigkeit, sonst klappt es nicht, und Papa Legba kann nicht helfen... Wenn er aber bereit ist, dir zu helfen, dann merkst du das, weil es im Zimmer plötzlich nach Tabak riecht und du hörst, wie er mit seinem Stock ein paar Mal auf den Boden klopft.“ Er stampfte mit dem Fuß dreimal auf. „Oh, und noch etwas, das hätte ich fast vergessen; oben auf jedem Papier musst du links eine Sonne zeichnen und rechts einen Mond.“

Isabel stand mit offenem Mund neben Armando. „Aber sag einmal, woher in aller Welt weißt du dies alles?“

„Von Doña Alva natürlich!“ Er plapperte nun wie ein Wasserfall. „Sie sagt, man müsse diese Dinge jeden Tag üben, es sei wegen der ... ähm ... Vorstellungskraft...“

„Du meinst sicher die Vorstellungskraft!“, korrigierte Isabel.

„Ja genau, die Vorstell...kraft! Und zum Üben macht sie mit mir eben jeden Tag dieses lustige Spiel, das geht so: Sie schließt die Augen, und ich muss mir irgendetwas ausdenken und es ganz genau beschreiben ... zum Beispiel ... nehmen wir ... eine Blume! Eine rote Blume!“

„Eine Rose?“, unterbrach ihn Isabel.

„Ja, eine Rose. Ich darf jetzt an nichts anderes mehr denken, sonst klappt es nicht. Ich beschreibe also die Rose, darf dabei aber nichts vergessen, nicht die kleinste Kleinigkeit, und wenn ich es gut gemacht habe, wenn ich gar, gar nichts vergessen habe, dann kann ich die Blume plötzlich sehen, und sie ist dann genau so, wie ich sie mir ausgedacht habe. Und sie riecht auch genau so. Gut, es kann manchmal recht lange dauern, aber dann ist sie da! Und wenn ich besonders gut war, dann kann Doña Alva sie auch sehen, und wenn es wirklich eine Blume ist, dann riecht sie daran und steckt sie sich ins Haar, und ich bekomme als Belohnung ein Honigbonbon, oder zwei...“. Er grinste schelmisch. „Ist doch gut, oder?“

„Ach, mein süßer Schatz, du und deine Ideen!“

„Aber es ist wirklich so, Mama, ich kann es dir zeigen, es...“

„Armando!“, sagte sie streng. „Das ist Unsinn!“

„Mama, das ist kein Unsinn!“, protestierte er. „Komm nur, ich zeige es dir! Setz dich hierher.“ Er deutete auf den Hocker neben sich, seine Mutter gehorchte zögernd. „Also, zum Beispiel ... nehmen wir ... ähm ... eine Taube. Du musst jetzt für einen kurzen Moment die Augen schließen ... komm, mach bitte mit! Schließe die Augen, genau so ... und nun stellen wir uns die Taube vor, mit hellgrauen Flügeln, und die Federn der Brust sind aus etwas dunklerem Grau ... mit etwas Rosa. Und jetzt darfst du an nichts anderes denken...“

Während er mit gesenkter Stimme sprach, hatte er die Augen wieder geöffnet und begonnen, eine kleine Sonne und einen Mond in die linke und rechte Ecke eines Blattes Papier zu zeichnen.

„... und draußen, im Park, in den Blättern der Bäume rauscht leise der Wind. Vorne, auf der Avenida Caseros, fährt ein Motorroller mit lautem Knattern vorbei.“

Er hielt nach jeder Beschreibung einen Moment inne, um alles sorgfältig aufzuschreiben. Isabel öffnete ganz kurz ihre Augen und folgte fasziniert seinem Stift, wie er über die Seiten flog.

„Der Kopf der Taube ist blaugrau“, fuhr er fort, „und sie hat einen weißen Kragen ... und einen leuchtend gelben Schnabel. Sie sitzt auf dem Ast des großen Baumes vor meinem Fenster und hüpfert unruhig hin und her, dann fliegt sie los, hinauf zu meinem Fenster. Ein kleines Stück von der Rinde des Baumes fällt zu Boden, als die Krallen der Taube den Ast loslassen.“

Armando stand auf, ging zum Fenster, stieß die beiden Flügel weit auf und kehrte zurück zu seinem Stuhl. Isabel hielt ihre Augen noch immer geschlossen.

„Ich darf nichts auslassen, auch nicht das pfeifende Geräusch ihrer Flügel, wenn sie zu meinem offenen Zimmerfenster fliegt. Jetzt setzt sie sich kurz auf das Fensterbrett, sie hält den Kopf ganz schräg und beobachtet uns.“ Er hielt immer wieder inne, um seine Beschreibungen wirken zu lassen. „Und nun wieder dieses Pfeifen, als sie losfliegt, hinein in mein Zimmer. Sie ist etwas nervös und flattert im Kreis durch das Zimmer!“

Er beugte sich wieder über seinen Brief und schrieb weiter. Ohne sich umzuwenden nahm er wahr, wie seine Mutter sich plötzlich duckte.

„Du musst keine Angst haben, sie ist eine sehr gute Fliegerin! Schau, nun ist sie auf meiner Schulter gelandet.“

Gespannt blickte er zu seiner Mutter, um zu prüfen, ob sie schon bereit war für den nächsten Schritt.

„Wenn du die Taube nun sehen möchtest, dann darfst du die Augen öffnen.“ Er hielt inne und beobachtete Isabel, wie sie stauend zu seiner Schulter sah.

„Und jetzt, wo die Taube wirklich da ist, hier bei uns, jetzt müssen wir alles Weitere nur noch denken, nicht mehr schreiben. Jetzt genügen unsere Gedanken.“ Als seine Mutter gerade einen Kommentar machen wollte, sagte er schnell: „Psst, sei jetzt ganz still ... und nun schau“, er hielt einen Augenblick inne, „wie sie zutraulich von meiner Schulter auf meinen Arm klettert. Ich spüre, wie sie sich mit ihren kleinen Krallen am Ärmel meines Hemdes festhält. Siehst du, wie sie sich kurz schüttelt und dann ihre Flügel zusammenfaltet?“

Er streckte seine Nase vor und sog tief Luft ein.

„Sie riecht nach Kreide und... so wie es in der großen Kirche riecht...“

„Du meinst nach Weihrauch?“, flüsterte Isabel und atmete ebenfalls tief durch die Nase ein.

„Schau, jetzt guckt sie dich an, sicher findet sie dich auch nett... ich glaube, sie will zu dir!“

Er schwenkte seinen Arm vorsichtig in Richtung seiner Mutter.

„Jetzt hüpfst sie auf deine Schulter! Nur keine schnellen Bewegungen machen, Mama! Hab keine Angst, sie ist bloß ein bisschen neugierig und will dich kennenlernen.“

Armando kicherte leise.

„Nun knabbert sie an deinem Ohrläppchen, vielleicht hat sie Hunger?“

„Huuu, das kitzelt!“, rief Isabel und versuchte, ruhig zu bleiben.

„Jetzt klettert sie hinunter auf deinen Arm, so kann sie dich besser sehen.“

Isabel strich mit dem Zeigefinger ihrer rechten Hand sanft über das kleine Köpfchen der Taube und beobachtete fasziniert, wie das Tier die Liebkosungen scheinbar so sehr genoss, dass es wohligherträglich die Augen schloss. Es war das erste Mal, dass sie einer Taube so nahe war, und sie bemerkte erstaunt, wie diese zum Schließen der Augen die unteren Lider nach oben über die Augen schob. Sie näherte sich dem Tier mit ihrer Nase und sog den Geruch ein: Kreide und Weihrauch!

Plötzlich ließ Isabel mit einem tiefen Seufzer den Arm sinken, schüttelte den Kopf und erhob sich.

„Was machen wir hier eigentlich!“, rief sie. „Hier ist keine Taube, es kann keine Taube hier drin in deinem Zimmer sein. Tauben kommen nicht ins Zimmer von kleinen Jungs...“

Sie blickte sich im Raum um und sagte sehr bestimmt, als versuche sie sich selbst davon zu überzeugen:

„Es gibt hier drin keine Taube!“

Sie eilte zum Fenster und schloss es. Armando entging der Blick seiner Mutter nicht, als sie auf dem Ast des großen Baumes vor dem Fenster eine Taube sitzen sah, mit einem blaugrauen Köpfchen, einem weißen Kragen und einem gelben Schnabel. Er sah auch, wie sie die hellgraue Feder auf dem Fenstersims blitzschnell in ihrer hohlen Hand verschwinden ließ, bevor sie das Fenster schloss.

„Du lieber Himmel! Du musst ja zur Schule! Wir haben die Zeit ganz vergessen.“

„Mama, das wollte ich dir eigentlich sagen, ich denke nicht, dass wir heute aus dem Haus gehen können“, sagte Armando.

„Nicht aus dem Haus gehen? Was meinst du damit? Hast du noch so eine Geschichte für mich?“

An den glitzernden Schweißtröpfchen auf seiner Oberlippe konnte Isabel immer erkennen, ob Armando nervös und die Sache ernst war. Doch ihr Blick war dennoch skeptisch, denn es war ein offenes Geheimnis, dass ihr Kind die Schule hasste und jede Gelegenheit ergriff, um nicht hingehen zu müssen. Armando war ein ausgesprochen neugieriges Kind, voller Fragen über die Themen des Lebens und weit darüber hinaus, und es war ganz offensichtlich, dass die Schule seinen Wissenshunger nicht annähernd zu stillen vermochte, was natürlich zur Folge hatte, dass der Junge sich im Unterricht meist langweilte. Isabel beobachtete diese Entwicklung mit großer Sorge und fragte sich, wie man diesem Kind wohl gerecht werden könnte. Die Tatsache, dass der Junge schon sehr früh über ein unerklärbar weitreichendes Allgemeinwissen verfügte, konnte sich Isabel wiederum nur mit dem starken Einfluss Doña Alvas erklären. Sie wusste wohl, dass er oft am Morgen zwar das Haus verließ, um zur Schule zu gehen, in Wirklichkeit aber auf dem direktesten Weg die alte Dame aufsuchte, von wo er am Nachmittag mit unschuldigem Engelsblick nach Hause zurückkehrte.

Die Eltern Ruiz wurden denn auch immer wieder von der Schulleitung ermahnt. Die Tatsache, dass der Bub trotz seiner häufigen Absenzen den Klassenkameraden weit voraus war, wurde stets konsequent ignoriert, da man dafür keine Erklärung hatte. Während Manuel sich für all dies nicht interessierte, fühlte Isabel sich umso mehr von der Schule unter Druck gesetzt, und sie suchte immer wieder das Gespräch mit Doña Alva in der Hoffnung auf deren Unterstützung, indem sie Armando zur Schule schicken würde, wenn er sie bereits morgens aufsuchte. Es war vergeblich, die beiden hatten offenbar einen Pakt geschlossen.

„Ich bin heute Morgen schon früh aufgewacht und wollte Brot für das Frühstück holen, weil ich ja gestern Abend alles aufgegeben hatte. Aber am Eingang standen viele, viele Menschen und haben ganz laut auf mich eingeredet. Aber ich habe wieder nichts

verstanden... dann haben sie mich auch angefasst... und da hab ich dann Angst bekommen."

Armando folgte seiner Mutter, die nun aufgeregt ins Wohnzimmer eilte, von wo aus man ein Stück der Straße und das Eingangstor überblicken konnte. Tatsächlich standen dort Trauben von Menschen. Es mochten gegen hundert Personen sein, die alle voller Erwartung auf das Tor blickten.

Isabel verließ die Wohnung und lief, dicht gefolgt von Armando, die Treppe hinunter in den ersten Stock. Dort hämmerte sie gegen Señor Thalmanns Türe. Erst nach einiger Zeit hörten sie innen die schlurfenden Schritte des durch eine fortgeschrittene Arthrose gehbehinderten alten Mannes.

„Señor Thalmann“, rief Isabel außer Atem, „kommen Sie bitte nach unten! Da sind viele Menschen am Eingang und versperren uns den Weg. Mein Junge sollte doch zur Schule...! Bitte, Señor Thalmann, helfen sie uns!“

Der Alte schüttelte verwundert den Kopf: „Aber was wollen die denn alle von euch?“

„Wir wissen es nicht! Vielleicht könnten Sie das ja herausfinden?“, bat Isabel.

„Warten Sie, ich bin gleich zurück!“ Der alte Mann verschwand im muffigen Dunkel seiner Wohnung und kehrte wenig später zurück in einem abgeschabten, aber durchaus noch immer elegant wirkenden Hausrock aus bordeauxrotem Samt.

„Nur langsam, ich bin auch nicht mehr siebzig...“

Armando und Isabel folgten dem Alten, wie er in winzigen Schritten, Stufe um Stufe, nach unten hinkte. Endlich unten in der Eingangshalle angekommen, öffnete er das kleine Nebentürchen und streckte seinen Kopf hinaus.

„Herrgott nochmal! Was wollen Sie denn alle hier?“, rief er der Menge zu.

„Wir wollen Armando sehen!“, brüllten die Vordersten.

„Armando... Armando... Armando...“, tönte es in den hinteren Reihen.

„Gehen Sie weg, hier wohnt kein Armando“, log Thalmann, „Sie warten umsonst, gehen Sie nach Hause.“

„Aber da war doch ein kleiner Junge, heute Morgen, ganz früh, ich habe ihn genau gesehen!“, keifte eine dicke Frau.

„Ja, ein kleiner Junge...!“, echote eine andere.

„Kleine Jungs gibt es überall in Buenos Aires. Und jetzt gehen Sie alle!“

Thalman schlug das Türchen hinter sich zu. „Das hat wohl keinen Sinn, da werdet ihr warten müssen, bis diese Verrückten sich verzogen haben.“ Und nachdem er sich mehrmals mit der flachen Hand über sein nach hinten gekämmtes, schlohweißes Haar gestrichen hatte, fragte er mit einem breiten Grinsen: „Aber sag, mein Kleiner, weshalb in aller Welt wollen die dich denn alle sehen? Bist du über Nacht zu einem argentinischen Fußballhelden geworden?“

Isabel war ratlos, und auch Armando war nicht zum Spaßes zumute.

„Sie können ohne Weiteres meinen Telefonapparat benutzen und die Polizei rufen“, empfahl Thalman, der als Einziger im Haus über einen Telefonanschluss verfügte. Aber in diesen Tagen war es nicht ratsam, in irgendeiner Weise in Kontakt mit der Polizei zu kommen, ganz besonders als Bewohner der verlassenen Palacios, lebten sie hier doch alle als eine Art Besetzer in einem rechtsfreien Raum.

„Nein, nein, ich glaube, wir warten einfach noch ein wenig.“ Isabel bedankte sich für seine Hilfe und setzte sich neben Armando auf die Treppe.

„Also, mein Lieber, ich denke, es ist besser, wenn du heute zu Hause bleibst. Bevor ich zur Arbeit gehe, werde ich bei deiner Schule vorbeigehen und mit dem Rektor sprechen. Du kannst ja Doña Alva besuchen, wenn du möchtest.“

„Oh ja“, rief er begeistert, „das möchte ich sehr gerne!“

„Du weißt, ich werde erst heute Abend zurück sein. Aber in der Küche steht dein Essen!“ Sie küsste ihn auf die Stirne.

„Ja, danke, aber ich bekomme sicher auch noch ein paar Alfajores bei der Doña Alva, weißt du, die runden mit der weißen Schokolade!“

„Oh, ich habe gar kein bisschen Angst, dass sie dich zu wenig verwöhnen wird“, lachte Isabel und fuhr ihm liebevoll durchs Haar.

Als sie später das Haus verließ, standen noch immer viele Leute beim Tor. Auf dem Weg zur Schule ließ Isabel das Erlebnis mit der Taube und Armandos Briefe an diesen Papa Legba nicht mehr los, und als sie ein paar Straßen weiter die Nationalbibliothek passierte,

kam ihr der spontane Gedanke, sich dort nach Informationen zu diesem Namen zu erkundigen.

Die drei Bibliothekarinnen im Büro für Auskünfte und Nachforschungen saßen in einem abgedunkelten Raum hinter großen Lichtkästen und ließen die Mikrofilme mit den Listen des gesamten Archivs in rasender Geschwindigkeit durchlaufen, bis sie jäh stoppten und sich die leuchtenden Buchstaben der gesuchten Buchtitel in ihren großen Brillengläsern spiegelten.

Aber keine der Damen konnte einen Eintrag zu ‚Papa Legba‘ finden. Isabel bedankte sich und trat durch den engen, mit schweren Vorhängen abgetrennten Zwischengang, der als Lichtschleuse diente, hinaus ins grelle Tageslicht, dicht gefolgt von einer der drei Frauen, die ihre Augen mit beiden Händen gegen die Helligkeit schützte.

„Señora,“ rief sie Isabel nach, „gehen Sie doch einmal in die Abteilung für Ethnologie im vierten Stock und fragen Sie nach Cristobal. Er könnte etwas darüber wissen. Nehmen Sie die große Treppe hier vorne.“

„Haben Sie vielen Dank. Noch einen schönen Tag“, erwiderte Isabel und folgte ihrem Rat.

Cristobal war alt und wohl etwas verbittert, jedenfalls erwies er sich als nicht sehr gesprächig. Er war damit beschäftigt, ganze Stapel von zurückgebrachten Büchern wieder in die richtigen Regale zu stellen. Ohne Isabel zu beachten, die ihm wie sein Schatten folgte, verschwand er immer wieder in den engen Gängen zwischen den Gestellen.

„Sie wollen etwas über Legba erfahren? Weshalb?“

„Weil mein Sohn diesem Legba sehr lange Briefe schreibt und ich gerne wissen möchte, wer...“

„Ihr Sohn? Wie alt ist Ihr Sohn?“, unterbrach sie der Alte, musterte sie mit einem kurzen, misstrauischen Blick und hinkte dann weiter vor ihr her.

„Er wird erst neun.“

Cristobal schüttelte verärgert den Kopf.

„Kinderkram, Briefe an den Legba mit neun, lächerlich!“

„Aber es ist so! Was soll ich tun? Jemand muss ihn offenbar auf diese Idee gebracht haben... und es ist sicher sinnvoll, wenn ich weiß, um was es geht, denken Sie nicht auch?“

Der Alte trat zum großen Lesetisch und ließ drei Bücher, die er

von einem der hintersten Regale mitgenommen hatte, mit lautem Poltern vor ihr auf die Tischplatte fallen.

„Da, lesen Sie! Und unterstehen Sie sich, ein Buch mitzunehmen oder Seiten herauszureißen!“

Isabel schüttelte erstaunt den Kopf: „Das würde ich nie...“

„Das sagen sie alle!“, unterbrach sie der Alte und verschwand wieder zwischen den Gestellen.

Isabel nahm eines der Bücher und setzte sich an den langen Tisch. *Voodoo & Yoruba* stand in großen Lettern auf dem Einband. Natürlich hatte sie schon von der mysteriösen Welt dieser Naturreligionen gehört. Meist waren es düstere, abschreckende Geschichten, die sich nicht mit ihrer katholischen Erziehung vereinbaren ließen. Doch dann stieß sie beim Überfliegen des Inhaltsverzeichnisses tatsächlich auf den Namen Legba, der offenbar auch Eshu oder Ellegua genannt wurde. Wie sie weiter erfuhr, soll Legba eine der wichtigsten Gottheiten des Voodoo sein, der Wächter am Tor zwischen Imagination und Wirklichkeit, zwischen dem Schöpferischen, Göttlichen und dem Menschen, eine Funktion, für die es offenbar in allen Religionen einen Vertreter gibt. Im Christentum sei es, wie sie weiter las, der Apostel Petrus, dem diese wichtige Vermittlerrolle zwischen den Welten übertragen wurde. Rituale, Gebete und Bittbriefe dienen der höchstmöglichen Konzentration des Bittstellers auf seinen Wunsch. Je höher seine Vorstellungskraft entwickelt ist, umso differenzierter ist die geistige Form des Wunsches. Ist eine gewisse Stufe der Vorstellung erreicht, ist alles bereit für eine Manifestation. Dies soll auch bei rituellen Handlungen mit Puppen oder anderen Gegenständen zutreffen, die bei diesen Vorgängen als materielle Stellvertreter dienen. Immer wieder wurde auch betont, dass Voodoo fälschlicherweise meist auf schwarze Magie reduziert werde, dabei sollen die Methoden des Voodoo ebenso auch Heilung bewirken können durch ein neues Ordnen der geistigen Kraftfelder... Fasziniert und verwirrt blätterte Isabel weiter, als sie plötzlich gestört wurde.

„Wir schließen jetzt! Kommen Sie am Nachmittag wieder.“

Cristobal hatte sich vor ihr aufgebaut, klappte den Deckel des offen vor ihr liegenden Buches zu und klemmte den Stapel unter den Arm.

„Gehen Sie jetzt! Guten Tag.“

Obwohl Isabel brüskiert war von der groben Art des Alten, bedankte sie sich höflich und ging.

Was in aller Welt war nur in Doña Alva gefahren, dachte sie, als sie den Bus Richtung Avenida Brazil bestieg. Wie konnte sie einem Kind in Armandos Alter mit solch abstrusen Dingen wie Voodoo und dergleichen den Kopf verdrehen. Wie aber war die Sache mit der Taube zu erklären? Oder die Wirkung von Armandos Musik? Gab es da etwas, das sie einfach nicht verstehen konnte?

Sosehr sie sich auch bemühte, sie konnte einfach keinen Sinn hinter all diesen Dingen erkennen, und so fasste sie einen Entschluss, bevor sie bei der Virrey Cevallos den Bus verließ, wo Armandos Schule lag. Ein ernstes Gespräch mit der alten Dame war ja ohnehin längst überfällig. Noch heute Abend würde Isabel, als Mutter des Kindes, sie mit all ihren Bedenken konfrontieren.

Der Rektor hatte nicht viel Zeit für Isabel. Er zitierte den Klassenlehrer, den Isabel von früheren Gesprächen her kannte, zu sich ins Büro. Lehrer Luengo war noch nie ein guter Zuhörer gewesen, aber heute hatte er offenbar weder Frühstück noch Mittagessen gehabt, denn sein knurrender Magen übertönte Isabels Stimme, die Armandos Situation zu erklären versuchte. Er fertigte sie mit ein paar Hausaufgaben ab und wünschte ihrem Sohn gute Besserung.

„Äh, aber er ist nicht krank“, wandte Isabel ein, doch Maestro Luengo stand schon in der Türe und war in Gedanken bereits beim Essen. Es war ihr ohnehin klar, dass der Lehrer ihr Kind längst aufgegeben hatte und wahrscheinlich eher erfreut darüber war, in nächster Zeit von dem eigenartigen Schüler befreit zu sein.

Unterwegs zur Tanzschule in der Avenida Juan de Garay dachte Isabel über die Situation nach und wunderte sich dabei über sich selbst und darüber, dass sie doch tatsächlich für einen Moment gehofft hatte, seitens der Schule etwas Rat und Unterstützung zu bekommen. Als sie die Tangoschule erreichte, wurde sie bereits von einer Gruppe lebhafter Schüler erwartet, die sie sehr schnell auf andere Gedanken brachte.

*Im Reich
der Doña Alva*



○ Das Reich der Doña Alva Marumandis lag, für normal Sterbliche unauffindbar, inmitten des großen Gartens des Palacio Sanchez. Die mächtigen, in besonders verschwenderischem Stil des frühen Art Nouveau gebauten Hauptgebäude mit den geschwungenen Balkonen, den Reliefs mit eleganten Frauenfiguren und üppig dekorativen Säulen und Friesen umgaben hufeisenförmig den Patio, an den sich die Parkanlage anschloss, die wiederum durch eine hohe Mauer von der Außenwelt geschützt wurde. Das Labyrinth der einst großzügig angelegten, nun mit trockenem Gras und Unkraut überwachsenen Kieswege, gesäumt von verdorrten, struppigen Buchsrabatten, der eingetrocknete Teich mit dem wackligen Skelett einer gebogenen Holzbrücke, der Bestand uralter und seltener Bäume, all dies ließ erahnen, dass hier jemand vor langer Zeit ein Paradies geschaffen hatte, deren ursprüngliche Bewohner aber irgendwann, nach einem offensichtlich schwerwiegenden Sündenfall, vertrieben wurden.

Unter dem Baldachin aus haushohen Lapachobäumen lieferten sich Oleander, Akazien, gelbe Trompetenbäume, wuchernder Holunder und himmelblauer Palisander erbitterte Kämpfe um jedes Fleckchen Licht. Hier in diesem Urwald, vollständig eingewoben in einem Kokon aus den Ranken von Bougainvillea und Clematis, bewohnte Doña Alva Marumandis ein halbes Dutzend dorftartig gruppierter chinesischer Pavillons, die in ihrer Anordnung und Bauart an die kaiserlichen Wohnquartiere in Pekings verbotener Stadt erinnerten. Hier hatte sich die Natur erfolgreich ihre Macht zurückerkämpft, denn es war kaum mehr etwas zu sehen von den verwitterten, ursprünglich in tiefem Weinrot gestrichenen Gebäuden mit Reihen aus Säulen mit vergoldeten Kapitellen, geschnitzten und bunt bemalten Architraven, welche die geschwungenen Dächer trugen, mit ihren unzähligen Drachen- und Dämonenfiguren als Dachreiter. Jedes der Gebäude hatte eine andere Form, quadratisch, sechseckig, rund oder pagodenartig aufgetürmt. Sie waren entweder an einer Seite zusammengebaut oder durch gedeckte Wandelgänge verbunden. Einige der Bauten waren nicht mehr bewohnbar, weil sie bereits eingestürzt waren oder weil scheinbar nur noch der dichte Pflanzenbewuchs ihren Kollaps verhinderte. Überall standen große und kleine mattgrüne Bronzefiguren, Schildkröten, Löwen, Fische und immer wieder Drachen in allen Ausführungen.

Man musste den Weg durch diesen Dschungel kennen, um den Haupteingang zu Doña Alvas Märchenschloss zu finden. Sie war für die meisten Bewohner des Quartiers die rätselhafte Verrückte. Außer Ismael, dem Laufburschen des nahen Lebensmittelgeschäftes, dem Postboten, dem alten Thalmann und natürlich Armando und seiner Mutter hatte kaum jemand von den Anwohnern näheren Kontakt zu ihr. Auch war weder ihr wirklicher Name noch ihr tatsächliches Alter bekannt. Sie behauptete seit Jahren von sich, etwas über fünfzig zu sein, aber wegen der tausend Fältchen in ihrem markanten Gesicht war man eher versucht, mindestens zwanzig Jahre dazuzuzählen.

Ebenso war ihre Herkunft ein unergründbares Rätsel. Ihr Äußeres konnte keinerlei Aufschluss darüber geben; mit ihrem dunklen Teint und den hohen Backenknochen hätte sie aus Spanien oder sogar Nordafrika stammen können, doch gleichzeitig hatte sie auch etwas unverwechselbar Russisches an sich.

Es gab Gerüchte, dass sie einmal die Geliebte eines der Patriarchen der Sanchez-Dynastie gewesen sein soll, der neben diesem Palacio an der Avenida Caseros einen zweiten, weit prunkvolleren Besitz in Recoleta besaß. Es hieß, dessen Frau sei nach einem Schlaganfall jahrelang vollständig gelähmt gewesen, und er soll sich in seiner Einsamkeit unsterblich in die junge Schönheit Alva verliebt haben und für sie diese einmaligen, exotischen Bauten im Park des verlassenem Palacio errichtet haben. Nach seinem Tod soll sie dann ein unermessliches Vermögen geerbt haben. Andere Quellen wussten zu berichten, sie sei ursprünglich aus Paris, von wo sie 1923 nach einer unglücklichen Liebesaffäre mit der Malerin Tamara de Lempicka nach Buenos Aires geflohen sein soll. Wieder andere behaupteten, sie sei einmal eine russische Primaballerina gewesen, die mit dem Diaghilew-Ballett von London nach Buenos Aires kam, in der geheimen Hoffnung, auf der langen Schiffsreise ihren Angebeteten, den Tänzer und Choreographen Vaslav Nijinsky, auch privat auf sich aufmerksam machen zu können. Doch als dieser dann einem anderen Mitglied des Ensembles, der blutjungen Ungarin Romola de Pulszky, einen Heiratsantrag machte, soll die Enttäuschte das Ensemble sofort verlassen haben und in Buenos Aires untergetaucht sein. Dann wieder berichteten Nachbarn hinter vorgehaltener Hand, in den Pavillons des Palacio Sanchez würden manchmal

eigenartige Dinge geschehen, düstere Gestalten hätte man dort ein und aus gehen sehen, aber auch schon prominente Leute aus Politik und Kultur, man habe rituelle Gesänge und Trommelmusik gehört, die auf Zeremonien von Anhängern des Voodoo-Kultes hinviesen, und Doña Alva sei, aller Wahrscheinlichkeit nach, selbst eine Priesterin dieser Religion. Gewiss, ihre gesamte Erscheinung war rätselhaft, verwirrend, und ihr zurückgezogenes Leben nährte diese Mythen stets wieder von Neuem.

Die alte Dame hatte etwas außergewöhnlich Elegantes und Stolz, ja geradezu Mondänes an sich. Es war offenbar, dass die Jahre weder ihrer schlanken Figur, noch ihrer Beweglichkeit etwas anhaben konnten. Ihr leichter, federnder Gang, den vorsetzenden Fuß stets etwas nach außen geneigt, den nächsten Schritt von der Fußspitze her schwungvoll abrollend, ließ die Geschichte der russischen Primaballerina durchaus glaubhaft erscheinen.

Doña Alva war sich ihrer Ausstrahlung sehr wohl bewusst und legte, trotz ihres Alters, stets allergrößten Wert auf ihr Aussehen. Sie trug ihr silbergraues, noch immer sehr dichtes Haar meist zu einem bis an die Hüften reichenden, dicken Zopf geflochten, und ihre Kleidung, sie bevorzugte Seidenstoffe in kräftigen Farben, unterstrich dieses Geheimnisvolle und Fremde noch zusätzlich.

Da Armando und seine Mutter zum inneren Kreis Doña Alvas gehörten, wussten sie, dass keine dieser Geschichten ganz der Wahrheit entsprach, dass aber ein bisschen von allem durchaus hätte wahr sein können. Dass die alte Dame sehr vermögend sein musste, ließ ihr Lebensstil vermuten. Als Künstlerin folgte sie einer besonderen Passion; sie malte und zeichnete Hunderte von Aktbildern und Porträts von ein und derselben Frau.

Doña Alvas besondere Verbindung zur Welt des Theaters, Balletts und der Oper war unübersehbar; Wände mit Fotografien von Ballettszenen und Tänzern; Berge von Seidenstoffen und Brokat; Türme von Ballen aus Chiffon, Tüll und Samt; unzählige Kostüme, Masken und Perücken, die an rostigen Kleiderständern hingen. Besonders grotesk wirkten die Kostüme der Figuren des klassischen Theaters wie Mephisto, König Lear, der Hofnarr, der Tod, Maria Stuart, Papageno aus Mozarts Zauberflöte. Alle waren sie wie Gehenkte an Schnüren aufgeknüpft und baumelten leblos von den Dachbalken. In einer Ecke lagen, zu gespenstischen Haufen lebloser Gesichter

aufgeschichtet, weiße Gipsmatrizen für die Herstellung von Masken aus Leder und Pappmaché.

Tausende Bücher, geordnet, gestapelt oder in Haufen, Schriftrollen, Kultgegenstände, Skulpturen, Puppen, Statuetten und rituelle Masken aus den verschiedensten Kulturen der Welt, alles Raritäten, vor deren Vielzahl und Schönheit wohl jedes Völkerkundemuseum hätte erblassen müssen. Während seine Mutter sich in diesen Räumen immer etwas fürchtete, war Armando fasziniert und begeistert von diesem besonderen Universum, in dem es auch nach Jahren noch immer etwas Neues zu entdecken gab.

Isabel überließ ihren Sohn oftmals mit gemischten Gefühlen der Obhut von Doña Alva, auch wenn sie doch erleichtert darüber war, dass Armando sich an den Tagen, an denen sie arbeitete, nicht ohne Aufsicht auf den Straßen oder im Park des Hospital Garrahan, das nur ein paar Häuser entfernt war, herumtrieb.

Armando hatte viele Freunde unter den kleinen Patienten, und auch die Schwestern freuten sich immer, den Lockenkopf aus der Nachbarschaft zu sehen. Aber mit dem kleinen Jorge, einem siebenjährigen Jungen, der nach einer Hirnblutung teilweise gelähmt war und der viel Zeit im Garten verbringen durfte, verband Armando eine tiefe Freundschaft. Obwohl Jorge durch die Lähmung nicht sprechen konnte, entwickelten die beiden ihre eigene Art, miteinander zu kommunizieren. Sie waren ganz offenbar seelenverwandt, wobei Jorge, trotz seiner tragischen Krankheit, der Unbeschwertere, der Fröhlichere von beiden war, und Isabel fand, dass der Kleine ihrem Armando, der eher ernst und manchmal etwas melancholisch war, sehr guttat. Dennoch war sie immer etwas beunruhigt, wenn sie ihr Kind im Park wusste, da dort auch seltsame Leute – Trinker, Taschendiebe und Obdachlose vom nahen Bahnhof Constitución – anzutreffen waren.

„Dann sehen wir uns gegen Abend wieder!“, rief Isabel dem Jungen nach, als dieser das rostige Eisentor zum Garten des Palacio Sanchez mit lautem Quietschen aufstieß und, mit dem Cellokasten auf dem Rücken, in der grünen Wildnis verschwand.

Die alte Dame war gerade damit beschäftigt, einige leintuchgroße, von nasser Wasserfarbe triefende Bogen aus hauchdünnem Japanpapier zum Trocknen über die Oleanderbüsche vor ihrem Haus zu

legen, als Armando plötzlich neben ihr stand. Auf den Zehenspitzen stehend, warf er einen kurzen Blick auf die zarten, papierernen Schleier mit den zerfließenden Farbwolken.

„Oh! Du bist heute aber früh, lieber ... Arjuna“, begrüßte sie den Jungen. Es war zu einer Angewohnheit der beiden geworden, sich gegenseitig jeden Tag einen anderen Namen zu geben, je nachdem, in welcher Stimmung sie sich gerade befanden. Meist waren das Namen von mythischen Figuren, von Menschen aus ihrer Vergangenheit, von Persönlichkeiten der Weltgeschichte oder von Tieren und Fabelwesen. Armando liebte dieses Spiel.

„Was malst du da, große Drachenkönigin?“

„Das ist die Haut unserer Seele. Wir müssen eine möglichst dünne Stelle finden, durch die wir nach draußen schauen können.“

„Ja, und was ist denn da draußen zu sehen?“

„Das Alles, das große Ganze, mit dem wir verbunden sind. Man kann auch sagen: das Universum.“

„Und wer ist das Universum? Jemand, den du kennst?“ Ohne die Antwort abzuwarten, zupfte Armando seine Freundin am Ärmel und wandte sich wichtigeren Dingen zu.

„Du, Drachenkönigin, stell dir vor, ich konnte heute gar nicht zur Schule gehen.“

„Oh, da warst du bestimmt sehr traurig.“ Doña Alva zwinkerte ihm zu.

„Ja, natürlich!“ Der Junge lachte schelmisch. „Vorne am Eingang zur Avenida Caseros warteten ganz viele Menschen und wollten mich nicht durchlassen.“

„Nicht durchlassen? Weshalb denn?“

„Mama sagt, es sei wegen dem Konzert gestern Abend.“

„Ach, richtig, du hattest ja das große Konzert im Colón! Komm, lass uns im Salon einen Tee trinken, und dann kannst du mir alles in Ruhe erzählen“, sagte Doña Alva, worauf die beiden im inneren Sanktuarium ihres Drachenköniginnenpalastes verschwanden.

Da die meisten Fenster entweder zugewachsen, die schweren Vorhänge zugezogen oder die Nischen mit Bücherregalen ausgefüllt waren, gab es praktisch kein Licht im Inneren der Räume. Nur an den wenigen Stellen, wo sich das Blätterdach über den Pavillons noch nicht geschlossen hatte, gelang es der gleißend-hellen Außenwelt, mit einigen Strahlenbündeln durch Ritzen und Spalten in die-

ses Schattenreich einzudringen. Nachdem sich das Auge an das Dunkel gewöhnt hatte, enthüllte sich eine surreale Welt voller sanfter Konturen, matter Oberflächen und milchig-diffuser Lichtinseln. Erst allmählich konnte man erkennen, dass diese geisterhaften, optischen Phänomene daher rührten, dass die Böden mit ihren schweren Teppichen, die Möbel und sämtliche anderen Gegenstände von einer dicken Staubschicht bedeckt waren, die sich im Laufe von Jahrzehnten gesetzt hatte und nun alles mit einer samtweichen Haut überzog.

„Wäre dir, lieber Prinz Arjuna, heute ein Earl Grey genehm?“, fragte Doña Alva und ging in Richtung der Küche.

„Sehr genehm, Drachenkönigin! Aber mit viel...“

„... Zucker!“, fiel ihm Ihre Majestät ins Wort. „Ich weiß doch ... so viel Zucker, dass der Löffel in der Tasse aufrecht stehen bleibt!“ Sie drehte den Lichtschalter am Eingang der Küche, aber die Lampe blieb dunkel. Das schien die alte Dame wenig zu kümmern, denn sie bewegte sich mit der Sicherheit einer Fledermaus im Grau-schwarz des Raumes. Armando konnte sich nicht erinnern, dass in dieser Küche jemals Licht gebrannt hätte, dennoch wurde der Schalter immer gedreht. Doña Alva füllte den Teekessel mit Wasser und stellte ihn auf den uralten, wackeligen Gasbrenner.

„Möchte bloß wissen, wer hier jeden Tag die Streichhölzer versteckt...“

Da sich auch dieses Ritual täglich wiederholte, wusste Armando natürlich, wo die Schachtel zu finden war.

„Darf ich?“, fragte er, rieb das Schwefelköpfchen an der Schachtel und entzündete die Flamme des Gaskochers, die nun den ganzen Raum mit ihrem orangefarbenen Flackern sanft tanzen ließ.

Plötzlich durchschnitt ein greller Lichtkegel die lange und schmale Küche. Doña Alva hatte ihre Taschenlampe eingeschaltet, die sie stets bei sich trug, mit einem Seidenbändel an ihrem breiten, lilafarbenen Gürtel befestigt. Mit Hilfe der Lampe suchte sie nun auf einem Gestell, unter Dutzenden von Büchsen und Gläsern mit Kräutern und Tees, die chinesische Lackdose mit dem Earl Grey. Armando stand wie immer gespannt hinter ihr und versuchte, einen Blick auf den obersten Regalboden des Gestells zu erhaschen. Dort oben standen die großen, mit einer gelblichen Flüssigkeit gefüllten Gläser, worin er glaubte, Schlangen, Kröten, Wurzeln und sogar

einen winzig kleinen, zusammengekrümmten Menschen erkannt zu haben.

„Wo ist bloß der Zucker?“ Die Klinge von Doña Alvas Lichtschwert blitzte wie von einem flinken Samurai geführt durch den Raum und stach mit seiner Spitze schließlich in die Zuckerdose.

Irgendwo im Dunkel ein Rascheln.

„Nepomuk!“, rief Doña Alva. „Gehst du wohl weg von dem Shortbread! Arjuna ist heute aus Indien angereist, und wir wollen ihm schließlich auch noch etwas davon anbieten können!“ Sie leuchtete in eine Ecke der Küche, wo sich auf einem kleinen Tischchen eine Ratte von beachtlicher Größe an einer bemalten Blechschachtel zu schaffen machte. Sie war nur eine von vielen ihrer Gattung, die gemeinsam mit Doña Alva in gegenseitigem Einvernehmen hausten. Ganz offensichtlich beschämt, beim Stehlen erwischt worden zu sein, zog sich das Tier mit unterwürfig gekrümmtem Rücken, den langen, nackten Schwanz eingezogen, ins Dunkel zurück.

Im Salon verbreiteten einige kugelförmige, japanische Papierlampen und drei dicke Bienenwachskerzen ein schwaches, warmes Licht. Armando stellte das Tablett mit dem Shortbread und der Zuckerdose auf das orientalische Tischchen, Doña Alva folgte mit dem gusseisernen Teekrug. Dann öffnete sie die schweren Türflügel einer riesigen Vitrine aus geschnitztem Ebenholz. Neben dem handbemalten, chinesischen Teeservice aus hauchdünnem Porzellan lagen und standen auf den Glasregalen Dutzende Figuren und Gegenstände aus Elfenbein, Knochen, Holz, Silber und Gold, Schriftrollen aus Papyrus, Pergament und Schweinsleder, längliche Bündel aus Bambusschindeln, dicht beschrieben mit geheimnisvollen Schriftzeichen, ein paar eigenartige optische Geräte aus Messing, eine Art astronomische Musikkdose, bei der mehr als ein Dutzend goldener Planeten über einer tiefblauen Himmelscheibe aus Lapislazuli kreisten, während eine seltsame Melodie erklang, die Armando besonders liebte und die er wieder und wieder zu hören wünschte. Es gab Schalen, gefüllt mit verschiedensten Kristallen und Halbedelsteinen, Tigerauge, Türkis, Malachit, Amethyst, Turmalin, seltsam geformte Muscheln und Schnecken, große Korallenfächer, dann aber auch verschiedene exotische Waffen wie etwa der arabische Krummsäbel, mit Silber reich verzierte marokkanische

Koummyamesser, ein Samuraischwert, an dem Armando Spuren von echtem Blut zu erkennen glaubte, einige zusammengebundene, getrocknete Hühnerfüße, ein besonders großes Exemplar eines Alrauns, Tierknochen und als Wichtigstes: einen richtigen Menschenschädel sowie eine Knochenhand mit einem schweren, goldenen Siegelring am Zeigefinger. Armando liebte diese Vitrinen, von denen es in jedem Raum verschiedene gab. Für ihn waren sie Schatzkammern und unerschöpfliche Quellen für die abenteuerlichsten Geschichten seiner Fantasie.

„Hörst du, Prinz Arjuna, wie die Türen der Vitrine singen?“, kommentierte Doña Alva das langgezogene Quietschen der Messingscharniere. „Sie singen aus Freude über deinen Besuch.“

In ihrem Denken unterschied Doña Alva niemals zwischen Wichtigem und Unwichtigem, jedes Detail hatte seine ureigene Geschichte, die unverzichtbar war für das große Ganze. Schon sehr früh ergriff sie jede Gelegenheit, durch spezielle Übungen den kleinen Armando zu lehren, dass es keine Nebensächlichkeiten gab und dass wir nur durch höchste und bewusste Achtsamkeit für jede noch so kleine Einzelheit in der Lage sind, uns ganz mit der Wirklichkeit zu verbinden – und dass diese letztlich erst dadurch überhaupt entstehen kann.

„Ein sehr weiser Mann, sein Name war Buddha, soll vor langer Zeit einmal gesagt haben“, sie senkte ehrfurchtsvoll ihre Stimme, „wir sind, was wir denken, mit den Gedanken erschaffen wir unsere Wirklichkeit.“

„Uuh, da muss man aber mächtig aufpassen, was man denkt!“, rief Armando. „So wie in den Briefen an Papa Legba, oder?“

Doña Alva nickte. Sie stellte zwei Teetassen auf das Tischchen und gab Armando einen feinst ziselierten Silberlöffel mit kunstvoll geschnitztem Horngriff.

„Für den Zucker“, sagte sie augenzwinkernd, „und darüber hinaus weckt das Silber auch die Geister des Geschmacks im Tee...“

Während sie sich im großen, ledernen Ohrensessel niederließ, schob Armando zu ihren Füßen die riesigen, orientalisch bestickten Kissen mit den kleinen, eingenähten Spiegelchen zu einem Berg zusammen und machte es sich darauf bequem.

Der Tee roch vorzüglich, auch wenn Doña Alva das Gesicht verzog, als sie Armando beobachtete, wie er, Löffel um Löffel, den

Zucker in seine Tasse schaufelte, bis deren Inhalt beim Rühren fast überschwappte.

Dann setzte Armando die dünnwandige Tasse vorsichtig an seine Lippen und ließ etwas Tee in die Mundhöhle rinnen. Dabei spürte er, wie sich Zucker und Tee nun zu einer weichen, fast öligen Flüssigkeit verbunden hatten, die einen harzig-frischen Geschmack im ganzen Mund verteilte. Er liebte es, sich in ein solches Gefühl zu vertiefen.

„Und nun, lieber Prinz, schluck den Tee hinunter, und dann atme tief durch die Nase.“

Armando folgte ihren Anweisungen.

„Mmm, das riecht ganz wunderbar!“

„Das ist die Bergamotte. Der Duft aus dem Öl dieser Zitrusfrucht gibt dem Earl Grey das Besondere. Zu dem Duft gehören übrigens auch eine Farbe und ein Klang, wie zu allen Dingen dieser Welt. Die Farbe ist ein leuchtendes Ultramarinblau, und der Ton ist ein Dis. Ja, da staunst du, lieber Prinz!“ Doña Alva lachte, beugte sich vor und gab Armando einen kleinen Nasenstüber. „Und nun erzähle mir von dir. Du weißt ja, ich war schon viele Jahre nicht mehr draußen in der Welt, und jetzt bringst du die Welt zu mir!“

Bevor er zu erzählen begann, nahm er noch einen Schluck von dem klebrigsüßen Tee.

„Ach, wo soll ich beginnen. Es war alles so eigenartig“, seufzte er.

„Na, wie war es denn eigenartig? Erzähle, aber lass dir Zeit. Denke daran: Es gibt nichts Unwichtiges! Nur wenn du alles beschreibst, kann ich es genauso erleben wie du gestern Abend.“

Doña Alva lehnte sich zurück und wartete.

„Also, da war dieser schrecklich große Raum, wie eine Kirche, mit unglaublich viel glänzendem Gold und vielen Lichtern. Unten waren so viele Menschen, es war wie ein ganzer Menschensee. Und an den Wänden gab es viele Balkone, hinauf bis fast zum Himmel, und alle waren gefüllt mit Menschen...“

Armando ruderte mit den Armen, um den Eindruck seiner Erzählung zusätzlich zu verstärken. Er bemühte sich, selbst die kleinste Kleinigkeit zu erzählen, und beobachtete dabei aufmerksam seine Zuhörerinnen, um zu prüfen, ob sich die Wirkung seiner Schilderungen in ihrem Gesicht spiegelte.

„Und dann hast du gespielt?“

„Ja, alles ging recht gut, ich erinnere mich nur nicht mehr, was ich gespielt habe...“

Armando mochte wohl eine gute Stunde voller Eifer erzählt haben, und Doña Alva folgte ihm aufmerksam.

„... und am Schluss, da war es ganz lange ganz still... und dann plötzlich haben alle angefangen zu schreien, und sie sind nach vorne gekommen. Einige wollten mich anfassen! Ich habe richtig Angst gekriegt, und dann hat mich die Mama da weggeholt... danach mussten wir ganz lange warten...“, der Junge fuhr sich mit den Fingern durch seine Locken, „aber das Beste war für mich, als wir wieder mit dem großen, schwarzen Wagen und dem netten Chauffeur nach Hause gefahren sind. Er heißt Romero. In diesem Auto gibt es Tischchen und Flaschen und Gläser, und einen Spiegel, und auf dem Nachhauseweg hat der Fahrer mein Cello im Kofferraum schlafen gelegt... das hat er jedenfalls gesagt.“ Armando kicherte. „Ein Cello schläft doch nicht...“

„Was für ein Abenteuer! Und sogar Kinder haben dir zugehört, und Kranke... Ist das nicht wunderbar?“, rief Doña Alva begeistert.

„Aber woher weißt du das mit den Kindern? Ich hatte es nicht...“

„Da siehst du! Du hast eben sehr gut erzählt! Ich war da und habe alles selbst erlebt! Gut gemacht, kleiner Prinz!“

Die alte Dame zog eine dicke Zigarre hervor – sie hatte stets ein Exemplar in ihrem Ausschnitt versteckt – und entfernte das eine Ende mit den Zähnen. Die Art, wie sie nun, in kreisenden Bewegungen, mit einem langen Streichholz das andere Ende entzündete, glich einer heiligen Handlung. Dann lehnte sie sich zurück und sog so lange genüsslich an der Zigarre, bis ihre Wangen tief eingezogen waren. Sie hielt kurz inne, bevor sie eine silbergraue, sich nach allen Seiten windende Rauchschnalle langsam an ihrer Nase vorbei gegen die Zimmerdecke aufsteigen ließ.

„Ich weiß nicht, irgendwie war alles auch sehr seltsam“, erzählte Armando weiter, während er die nächste Silberschnalle beobachtete, „es haben wieder viele Leute geweint, wie letztes Mal beim Präsidenten, oder wenn ich hier für Freunde von dir spiele“, und schnell fügte er hinzu: „Mama sagt, dass sie weinen, weil sie glücklich sind.“ Unsicher blickte Armando zu seiner Lehrerin.

„Da hat deine Mama schon recht. Die innere Welt von uns Menschen kann man am besten mit Musik erreichen und berühren, sie kann wie eine Geheimtüre sein in unser Innerstes. Und da drinnen sieht es bei vielen halt nicht so fröhlich aus.“

Der glühende Kreis der Zigarre leuchtete wieder hell auf, und eine neue Silberschlange stieg auf.

„Aber warum denn, Doña Alva? Das verstehe ich einfach nicht.“

„Ach, es gibt so viele Gründe. Vielleicht weil sie schreckliche Dinge erlebt haben, oder sie sind traurig, weil sich ihre Träume und Hoffnungen nicht erfüllen... und... und... und.... Wenn sie wirklich sehr unglücklich sind, dann können sie eben auch krank werden. Aber wenn du sie mit deiner Musik glücklich machst, auf deine besondere Art, dann können viele von ihnen auch wieder gesund werden...“

„Und das alles macht die Musik?“, fragte der Junge ungläubig.

„Weißt du, es gibt für alle Dinge auf dieser Welt einen großen Plan der Natur, einen Urplan. Er sieht vor, dass alles, was lebt, gesund, stark und fruchtbar sein soll. Krankheiten und Unglück sind Störungen dieses Plans, sie kommen vor, und manchmal sind sie sogar so stark, dass sie den Plan ganz unter sich begraben, er geht vergessen. Aber er ist noch immer da, tief unten. Dann kommst du mit deiner Musik, und etwas Besonderes geschieht mit den Menschen. Deine Klänge wecken in der Tiefe ihrer Seele die Erinnerung an diesen Urplan, er erwacht, er beginnt wieder zu schwingen und zu tanzen, er wird stärker und größer und befreit sich schließlich aus seinem Grab.“ Doña Alva schwenkte ihre Arme hin und her und zeichnete mit dem Rauch der Zigarre graue Schleifen in die Luft. „Die Gedanken an die Störungen werden von deiner Musik verscheucht, weggefegt, und stattdessen weckst du in ihnen Gedanken, Erinnerungen, Bilder und Gefühle von Gesundheit, Glück und Liebe, der stärksten Kraft, die es gibt und die in unendlich vielen Formen wirkt. Und so kann es eben geschehen, dass sie gesund werden.“

Armandos Blick verriet, dass er mit dem Herzen verstanden hatte, auch wenn ihm die Worte fehlten, darüber zu sprechen. Seine Lehrerin fuhr fort.

„Erinnere dich an die Worte Buddhas: Wir sind, was wir denken, mit den Gedanken erschaffen wir die Wirklichkeit.“

Armando nickte.

„Es sind die Gedanken und Gefühle jedes einzelnen Menschen, aus denen seine Wirklichkeit entsteht. Aber da wir alle auch verbunden sind, bildet sich aus all dem Gedachten und Gefühlten gleichzeitig unsere gemeinsame Wirklichkeit.“

Doña Alva wusste immer sofort, wann der Junge etwas Zeit brauchte, um seine eigene Ordnung in das Gehörte zu bringen.

Nach einer Weile bemerkte er vorsichtig: „Aber das würde doch auch heißen, dass manche Menschen durch ihre Gedanken krank werden?“

„So ist es!“, sagte Doña Alva bewundernd. „Die meisten Menschen können sich einfach nicht vorstellen, wie sehr sie selbst mit ihren Gedanken und Gefühlen Teil der Ursache ihrer Probleme sind. Sie glauben, sie müssten ihre Gedanken einfach so hinnehmen, sie sehen sich als Opfer, einem feindseligen Schicksal hilflos ausgeliefert. Das macht sie unglücklich, und dann werden sie krank.“

Armando senkte seinen Kopf. „Ja, auch mein Papa ist oft unglücklich, und wenn er richtig unglücklich ist, dann trinkt er viel Wein... und dann wird er böse... und dann weint die Mama.“ Er ließ seine Schultern hängen und seufzte tief. „Weißt du, ich habe heute Morgen einen Brief an Papa Legba geschrieben und ihn gebeten, er solle meinem Papa helfen. Ich hoffe, er tut es.“

„Legba tut, was er kann. Wenn wir ihn ernsthaft bitten, dann hilft er uns, unsere Gedanken so stark zu bündeln, dass die Wünsche unseres Herzens Wirklichkeit werden können.“ Doña Alva leerte ihre Tasse und atmete tief ein. „Ich denke, dass Papa Legba gestern auch bei dir im Konzert war...“ Sie lehnte sich wieder zurück und entfernte ein Tabakblättchen, das an ihrer Unterlippe klebte.

„Ich glaube auch, dass er da war“, bestätigte der Junge, „aber, weißt du, ich habe mich schon ein bisschen gefürchtet. Am Anfang war da wieder dieses Windgeräusch. Es ist, als würde es direkt aus meinem Cello kommen... aber ich habe schon mit einer Taschenlampe in das Cello hineingeschaut, und da war gar nichts Besonderes zu sehen... Aber sag mir, Doña Alva, warum hast du mich heute Arjuna genannt, wer ist das eigentlich?“

Armando sprang mit dieser den Kindern vorbehaltenen Leichtigkeit zum nächsten Thema.

„Ach, Arjuna? Das ist der Sohn des Himmelsgottes Indra und

der Königin Kunti. Er war der beste Freund von Shiva und der beste Bogenschütze, den es jemals in Indien gab. Von Agni, dem Gott des Feuers, hat er den magischen Bogen Gandhiva geschenkt bekommen."

„Ich habe doch auch einen solchen Zauberbogen, oder?“ Armando lachte und mimte die Bewegungen des Cellobogens.

„Ja, und mit dem kannst auch du sehr gut mitten ins Ziel treffen ... ins Herz“, ergänzte Doña Alva.

„Aber die Menschen sind dann nicht tot, wie bei einem richtigen Pfeil!“, rief Armando.

„Nein, man kann vielleicht sogar sagen, dass viele erst dann zu leben beginnen, wenn du sie getroffen hast.“

Doña Alva beobachtete den Jungen eine Weile, und mit einem Mal bemerkte sie, wie sehr er sich doch entwickelt hatte. Vor ihr saß nicht mehr dieses quirlige Bübchen. Er schien besonnener geworden zu sein, seine Glieder hatten sich gestreckt und sein Brustkorb geweitet. Sie lächelte und ließ ihre Zigarre aufleuchten. Sie dachte zurück an die Zeit, als sich die außergewöhnlichen Begabungen des Jungen immer deutlicher gezeigt hatten. Er hatte diese eigene Art, mit der er schon als Kleinkind seine Umgebung wahrnahm, wie er die Dinge berührte, sie eingehend studierte. Seine Fragen waren stets zielgerichtet und differenziert, als würde er die Antworten längst schon kennen. Er konnte noch kaum sprechen, als er bereits über Dinge nachdachte, die er eigentlich unmöglich wissen konnte. Es gab keinen Zweifel, er hatte dieses Wissen nicht angelernt oder irgendwo aufgeschnappt, es war vielmehr so, als befähige ihn die natürliche Gabe einer besonderen Innenschau, tiefes Urwissen aus sich selbst zu schöpfen.

Schon sehr früh sah Doña Alva deshalb ihre Aufgabe darin, die Entwicklung seiner besonderen Fähigkeiten durch Konzentrationsübungen und ausgedehnte imaginäre Reisen in seine Innenwelt voranzutreiben. Er selbst sah darin aber vor allem Spiel und Spaß.

Wie sich herausstellen sollte, waren dies die Vorbereitungen für den entscheidenden nächsten Schritt; die Begegnung mit der Musik. Durch sie öffneten sich die Wege, auf denen er seine Wirkung fortan entfalten würde, die Musik hatte ihm das Tor zu einer weiteren, neuen Welt geöffnet.

Seit den ersten Unterrichtsstunden waren Jahre vergangen. Am heutigen Tag, nach Armandos lebendigen Schilderungen der Ereignisse im Colón, musste sich Doña Alva eingestehen, dass sie etwas wie Stolz über das Erreichte empfand. Sie erhob sich und ging zum Schrank, um einige Honigbonbons, die ihr kleiner Schüler so liebte, zu holen.

„Die sind für dich, Arjuna! Für heute machen wir aber Schluss! Deine Mutter wird dich sicher jeden Augenblick rufen.“

„Meine Mutter? Du meinst die Königin Knuti“, fragte er augenzwinkernd.

„Kunti“, berichtete sie.

Sie setzte sich wieder in den Lehnstuhl und erweckte durch einige kurze Züge die schwache Glut der Zigarre zu neuem Leben. Während ihr Schüler geräuschvoll an einem Bonbon lutschte, ließ sie genüsslich den Rauch aufsteigen und lächelte zufrieden.

Kurz darauf klopfte es an der Eingangstüre.

„Armaaandoo“, rief die Stimme seiner Mutter. Der Junge sprang auf und eilte zur Eingangstüre.

„Da bist du ja!“ Isabel seufzte und umarmte den Jungen. „Ach! Heute war ein verrückter Tag!“

Eigentlich hatte sie sich ja vorgenommen, Doña Alva auf diesen Legba, auf die Briefe und alles andere anzusprechen, aber nun zog sie es doch vor, damit noch zu warten.

„Guten Abend, Isabel, dürfen wir Ihnen auch einen Tee anbieten?“ Doña Alva stand nun hinter Armando in der Türe und strich mit ihren Fingern durch sein Haar.

Wie so oft, wenn Isabel Armando bei Doña Alva abholte, fühlte sie sich auch jetzt wieder als Eindringling. Und auch wenn es ihr schwerfiel, so konnte sie nicht leugnen, dass die Tatsache, dass die alte Dame ihr Kind ganz für sich hatte, häufig sogar über mehrere Tage, während sie selbst sich mit den Widrigkeiten des Lebens auseinandersetzen musste, doch hie und da auch Gefühle der Eifersucht bei ihr hervorrief.

„Nein danke, Doña Alva, das ist sehr nett.“

„Armando hat mir von den Leuten beim Eingang vorne erzählt. Es gibt da hinten“, die alte Dame wies mit der Hand zu der großen Mauer am anderen Ende des Parks, „noch einen versteckten Ausgang, durch den man ganz unbemerkt nach draußen gelangen kann.“

„Das scheint mir eine gute Idee zu sein, morgen werden wir das versuchen. Vielen Dank.“ Isabel nahm Armando bei der Hand und schickte sich zum Gehen an.

„Wartet noch einen Augenblick! Ich habe noch etwas, das Armando sicherlich guttut nach all den Aufregungen.“ Doña Alva verschwand im Haus und kehrte kurz darauf mit einer feuerroten Lackdose zurück. Sie öffnete geheimnisvoll den Deckel und hielt Armando die Dose unter die Nase. Sie war gefüllt mit in glitzerndem Kristallzucker gewendeten Bällchen.

„Nimm dir eines davon. Es ist ein Traumkügelchen, es wird dir schöne Träume schenken. Teuflich süß. Iss es aber erst heute Abend, gleich vor dem Schlafen!“, erklärte die alte Dame mit einem Augenzwinkern.

Und zu Isabel, deren skeptischen Blick sie aufgefangen hatte, als Armando das Kügelchen in die Hosentasche steckte: „Du musst dir keine Sorgen machen, da ist nur eine winzige Dosis Chagropanga drin. Das wird ihm helfen, die Erfahrungen der letzten Tage in seinen Träumen leichter zu verarbeiten.“

Isabel wollte sich keine Blöße geben und versuchte zu verbergen, dass sie von diesem Zeug, von dem die Alte sprach, noch nie gehört hatte. Dann war da auch wieder dieses Gefühl, das sich gegen den starken Einfluss Doña Alvas auf ihr Kind sträubte, und gleichzeitig schämte sie sich für diese Ablehnung, denn ihr war sehr wohl bewusst, dass Armando auch unendlich viel profitieren konnte. Es gab nicht wirklich etwas, was sie ihr hätte vorwerfen können. Im Gegenteil, die alte Frau hatte sie schon Jahre vor ihrer Schwangerschaft in Gesundheitsfragen beraten und bei Bedarf mit Kräuterwickeln, Tees, Salben, Pülverchen und Räucherkerzen versorgt. Dann, als Isabel nach mehreren Versuchen nicht schwanger wurde, half Doña Alva mit der Gabe eines besonderen Trunkes etwas nach, wie sie es formulierte.

Und wie hätte sie auch jemals vergessen können, wie sie anfangs des siebten Monats Armando beinahe verloren hätte. Sie war auf der Treppe gestürzt und hatte schließlich unten in der Eingangshalle gelegen, von schrecklichen Krämpfen geschüttelt, als der alte Thalmann sie fand und sofort „die Verrückte“, wie er Doña Alva nannte, zu Hilfe holte. Gemeinsam brachten die beiden Alten sie in das Haus im Park, wo ihr eine scharfe, nach faulem Holz und

Terpentin riechende Medizin eingeflößt wurde. Sie hatte die Besinnung verloren, wurde ihr danach berichtet.

Als sie wieder zu sich kam, mussten Stunden vergangen sein. Ihre Augen schmerzten, und sie empfand die Haut ihres ganzen Körpers als übelriechend und klebrig. Aber die Krämpfe waren verschwunden, sodass der alte Thalmann sie nach Hause begleiten konnte.

In der Küche nahm sie eine kostbare, parfümierte Seife aus dem Schrank, die sie für eine besondere Gelegenheit aufgehoben hatte, wusch sich damit mehrmals gründlich und wunderte sich dabei über ein paar Hühnerfedern, die an ihrem kugelrunden Bauch klebten. Isabel hatte nie den Mut gehabt, die Alte zu fragen, was sich an jenem Nachmittag, als sie ohne Bewusstsein war, tatsächlich abgespielt hatte.

Während der restlichen Zeit ihrer Schwangerschaft hatte Doña Alva stets ein wachsames Auge auf Isabel und versorgte sie mit ihrer scheußlich schmeckenden Spezialmedizin, die ihr Schützling stets auch brav schluckte.

Als der Termin der Geburt nahte, vermochte Isabel, die sich sonst nur schwer dem Einfluss der alten Frau entziehen konnte, ihren eigenen Willen durchzusetzen; entgegen Doña Alvas mit unmissverständlicher Bestimmtheit ausgesprochenen Einladung, das Kind bei ihr im Haus zu entbinden, brachte sie Armando im nahen Hospital Garrahan zur Welt. Die Alte versuchte ihren Ärger darüber zu überspielen, aber Isabel wusste, dass sie ihr diesen Schritt niemals verziehen hatte.

Und noch etwas stand seit Jahren unausgesprochen zwischen den beiden Frauen. Obwohl sich Isabel immer vehement verweigerte, wurde sie von Doña Alva dennoch bei jeder Gelegenheit mit dem Ansinnen bedrängt, sich nackt von ihr malen zu lassen. Die unverhohlene Art, mit der sich Isabel manchmal von ihren Blicken förmlich entkleidet fühlte, machten deutlich, dass für Doña Alva, trotz ihres hohen Alters, Erotik und Sinnlichkeit noch immer sehr wichtig waren, und es bestätigte die Gerüchte, dass sie sich mehr zu Frauen hingezogen fühlte. Isabel war sich der Wirkung ihres anmutigen Äußeren sehr wohl bewusst, schließlich waren Leidenschaft und Sinnlichkeit ja auch im Tanz die zentralen Kräfte, durch die sie mit atemberaubender Virtuosität ihre Opfer im Publikum, ob Mann oder Frau, zu entflammen verstand. Doch während im

Tanz all dies immer ein fantasievolles Spiel von Andeutungen blieb, so empfand Isabel Doña Alvas forsche Direktheit als abstoßend.

„Also, bis Morgen!“, rief Armando Doña Alva zu und sprang übermütig die Treppe in den Garten hinunter, wo er kurz darauf, seine Mutter im Schlepptau, im dichten Dschungel verschwand.

In dieser Nacht lag Armando unruhig in seinem Bett und kämpfte sich zwischen Denken und Träumen durch die Zerrbilder der Gefühle und Geschehnisse der letzten Tage und Wochen. Er glaubte hellwach zu sein, als er plötzlich hinter seinen geschlossenen Augenlidern ein weißgrelles Licht wahrnahm, ein Licht, das sich aus dunkler Ferne in pulsierenden Intervallen näherte. Gleichzeitig hörte er immer wieder Doña Alvas Stimme. *Wenn du sie mit deiner Musik glücklich machst, dann können viele von ihnen gesund werden.* Bald war das Licht in seinem Kopf überstrahlend hell, und aus dem heillosen Durcheinander seiner Traumgedanken entstanden nun leuchtend klare Bilder und Szenen.

Er sah seinen Vater, wie er ihn am Morgen in der Küche gefunden hatte, er sah den alten Thalmann, wie er von Schmerzen geplagt kaum mehr gehen konnte. Dann tauchte in der Ferne eine Gruppe von Menschen auf, Männer, Frauen, Kinder, die sich ihm langsam und mit schweren Schritten näherten, bis auf die Knochen abgemagert, in schmutzigen, grau gestreiften Gewändern, krank, traurig, zerbrochen, ohne Hoffnung. Sie kamen nun von allen Seiten, es wurden immer mehr, bis eine lebendige Wand aus Leid und Verzweiflung sich unaufhaltsam auf ihn zubewegte.

Ganz vorne rollte ihm ein offener weißer Sarg entgegen, darin erkannte er den kleinen Jorge, seinen gelähmten Freund aus dem Hospital Garrahan, halbsitzend, mit flehendem Blick. Jetzt spürte er einen dunklen Schmerz in seiner Brust, hinter dem Herzen, einen stechenden Druck, der sich immer mehr ausdehnte und mit aller Kraft von innen an den Brustkorb presste. Als er fürchtete, zerspringen zu müssen, da öffnete sich seine Brust weit, wie ein großes Tor. Sogleich begann der dunkle Menschenstrom durch dieses Tor in ihn hineinzufließen, mit all dem Schmerz, dem Leiden. Und als sich das Tor hinter ihnen wieder geschlossen hatte, rannen in zwei heißen, glänzenden Silberschnüren Tränen über seine Schläfen, wo sie sich sogleich verloren im hügeligen Labyrinth seiner Ohrmuscheln.

Sein Innerstes aber hatte nun begonnen, sich zu drehen, immer schneller, und bald durchfegte ihn ein mächtiger Orkan, der sich so lange gegen das große Tor warf, bis es sich schließlich wieder öffnen musste. Und so wie der Herbststurm an den Blättern zerrt und reißt, um sie schließlich mit sich fortzutragen, so zerrte und riss dieser schreiende, klagende Wind nun all den Schmerz in blutenden Fetzen und Streifen aus ihm heraus und trug sie weit, weit fort. Und noch bevor alles begann, sich in der Dunkelheit und Stille eines erlösenden, traumlosen Schlafes aufzulösen, sah Armando noch den kleinen Jorge, wie er, gemeinsam mit all den anderen, fröhlich tanzend in der Ferne verschwand – und er wusste, was er zu tun hatte.

Als Isabel an diesem Morgen erwachte, war es schon nach zehn Uhr. Sie wunderte sich über sich selbst, denn sie konnte sich nicht erinnern, wann sie zum letzten Mal so spät aus den Federn gekommen war. Dennoch fühlte sie sich wie gerädert, ihre Glieder waren bleischwer. Sie hätte wohl noch Stunden schlafen können, wäre da nicht dieses heftige Klopfen gewesen, das aus der Küche drang, die nur durch einen Vorhang von ihrem Schlafzimmer getrennt war.

Angelehnt an den Küchenschrank, stand sie eine Weile in ihrem roten Morgenmantel und beobachtete den kleinen Armando, wie er, auf dem Fußboden sitzend, mit ernstem Blick und heftigen Bewegungen ein Holzscheit wieder und wieder auf den Boden schlug.

„Was tust du denn da?“, fragte sie nach einer Weile. Der Junge schwieg in sich hinein. „Sag schon, was ist passiert?“, drang Isabel in ihn.

Armando atmete tief: „Ich war heute Morgen sehr früh schon im Hospital. Ich habe das kleine Türchen hinten im Park benützt, wie Doña Alva gesagt hat.“ Wieder ein Stoßseufzer, dann erzählte er weiter: „Ach, weißt du, ich habe von Jorge geträumt und wollte ihn deshalb besuchen, um ein bisschen Musik für ihn zu machen. Aber sie haben mich nicht zu ihm gelassen. Es gehe ihm sehr schlecht, und er könne keinen Besuch empfangen... und schon gar keine Musik hören... dabei wäre es ja genau deshalb so wichtig gewesen... diese blöden Leute, sie verstehen einfach nicht...“ Das Holzscheit krachte wieder auf den Boden.

Isabel kniete sich neben Armando und legte den Arm auf seine Schultern. „Sie glauben, sie tun das Richtige. Du musst es später nochmals versuchen.“

„Das werde ich tun, Mama. Da kannst du ganz sicher sein. Ich weiß, dass ich für ihn spielen *muss!*“

Doch die Ärzte ließen auch am Tag darauf niemanden zu Jorge. Da Isabel selbst auch überzeugt war, dass Armandos Musik dem Jungen guttun würde, versuchte sie, Kontakt zu den Eltern aufzunehmen. Aber die beiden waren von der Situation eingeschüchtert und überfordert; ihr Kind lag im Sterben, und sie hatten noch immer nicht begriffen, weshalb. Sie waren einfache Leute vom Lande, und die komplizierten Erklärungen der Mediziner verwirrten sie so sehr, dass sie sich sogar weigerten, mit Isabel zu sprechen.

*Teufelslist
oder Gotteswerk?*



○ Die Halbwertszeit öffentlicher Ereignisse ist bekanntlich kurz, und das Interesse der Medien verblasst schnell. Man konnte also damit rechnen, dass der Rummel nach den Geschehnissen im Colón mit den hitzigen Debatten in der Presse, ob dieser Knabe nun alle durch eine Art Massenhypnose zum Narren hielt oder ob es solch ein Wunder tatsächlich geben könnte, wie üblich in den öden Themen des Alltags versickern würde. Doch weit gefehlt! Als schließlich die heilige Kirche begann, aus allen Rohren auf den Jungen zu feuern, entfachte sie die Aufmerksamkeit von Neuem, noch bevor alles wieder seinen normalen Gang hätte nehmen können. Nun geriet das Ganze erst recht außer Kontrolle, und die Öffentlichkeit begann sich zu spalten.

Da waren die einen, die das Kind als Blendwerk des Teufels brandmarkten, das es mit allen Mitteln zu bekämpfen galt. In überfüllten Kirchen wurden Messen gehalten, in einer glühenden Atmosphäre, die zeitweise die grotesken Züge einer Art Inquisition zeigten. Die anderen hingegen sahen in dem Jungen eine Offenbarung, ja, sie glaubten, in ihm den langerwarteten neuen Himmelsbotschafter zu erkennen, und die enthusiastischen Verkünder dieser Glaubensrichtung entwickelten eine bemerkenswerte theologische Kreativität darin, ihre Anhänger mit Begründungen, Fakten und Beweisen zu versorgen.

All dies fügte sich nahtlos ein in die allgemeine Tendenz des Landes zu Extremismus jeglicher Art. Die öffentliche Auseinandersetzung um Armando befand sich in Gesellschaft von beängstigenden Strömungen: Es gab Bewegungen mit hemmungslos rassistischem und antisemitischem Geist, radikal-nationalistische Gruppierungen wie die Tacuara, die auch vor offener Gewalt nicht zurückschreckten, oder die „Katholischen Nationalisten“ mit dem Priester Julio Meinvielle, welcher der verwirrten Öffentlichkeit unverblümt einen gefährlichen Cocktail aus nationalsozialistischen Paradigmen und christlichem Gedankengut servierte.

Präsident Frondizi geriet zunehmend unter Druck. In alle Richtungen wurden faule Zugeständnisse gemacht, bis an reale Sachpolitik nicht mehr zu denken war. Man beschränkte sich darauf, sich seiner Haut zu wehren und, wo immer möglich, seine Gegner zu schädigen. Geheimpakte wurden geschlossen und, als Mittel zur politischen Erpressung, bald schon wieder verraten. Wie sehr die

argentinische Gesellschaft gespalten war, machte der Prozess gegen den Nazi Adolf Eichmann deutlich, der wenige Monate zuvor in Buenos Aires vom israelischen Geheimdienst Mossad nach Jerusalem entführt und dort zum Tode verurteilt worden war. Als Antwort darauf entführte die Tacuara in Buenos Aires die jüdische Studentin Graciela Sirota, folterten sie und brandmarkten ihren Körper mit Hakenkreuzen. In diesem Klima wuchsen auch bizarre Arten von Personenkult, wie derjenige um die ehemalige Präsidentengattin Evita Perón, die bereits zehn Jahre zuvor, 1952, mit erst dreiunddreißig Jahren, ihrem Krebsleiden erlag und deren einbalsamierter Leichnam von den derzeitigen Machthabern auf eine unglaubliche Odyssee geschickt wurde, die sogar bis nach Europa führte, einzig um sie vor dem Volk zu verstecken. Evita wurde auch Jahre nach ihrem Tod noch immer von vielen geradezu vergöttert und musste deshalb dringend vergessen werden, um ein Wiedererstarken ihres im spanischen Exil lebenden Mannes, dem Ex-Präsidenten Juan Domingo Perón, zu verhindern.

Doch nun traten sie alle in den Hintergrund, die dramatischen Themen der Zeit, und die Bühne war frei für das Wunder von Buenos Aires. Dieses Kind stand für die Hoffnung, das Wahre, Gute und Schöne, nach dem sich viele so sehr sehnten.

Für Isabel und Armando waren die nächsten Wochen nicht einfach. Der geheime Hinterausgang blieb nicht lange ein Geheimnis. Aufdringliche Journalisten und lästige Bewunderer, aber auch feurige Gegner aus religiösen Kreisen, mit Spruchbändern wie *Armando, die Teufelsbrut*, belagerten den Palacio Sanchez rund um die Uhr. Dass Armando deshalb nach wie vor nicht zur Schule gehen konnte, war für ihn nicht weiter schlimm. Im Gegenteil – ganz ohne die ständige Angst, erwischt zu werden, war er nun die verhasste Pflicht losgeworden. Für Isabel hingegen bedeutete es, dass sie jeden Morgen vor der Arbeit die zwanzig Minuten zu Armandos Schule auf sich nehmen musste, um seine Hausaufgaben und die sinnlosen Anweisungen der Lehrer entgegenzunehmen.

Doña Alva war in dieser Beziehung keine Hilfe. Wann immer Isabel sie darum bat, mit Armando täglich doch wenigstens eine Stunde zu lernen, meinte sie nur lakonisch, dass er bei ihr schon lernen werde, was wichtig sei. Dann fügte sie jeweils dazu, dass ja alles

auch schon da sei und nur nach vorne gebracht werden müsse, schließlich heiÙe es ja *entwickeln*, *entfalten* und *entdecken*, also etwas freilegen, was schon da sei, und sogar das lateinische Wort für lernen, *educere*, stehe ja für *hervorheben*, also müsse da ja schon etwas drin sein, das man hervorheben könne ...

Wenn Doña Alva einmal ihre rhetorischen Netze ausgeworfen hatte, gab es kein Entrinnen mehr. Isabel ergab sich jeweils widerstandslos. Dennoch, obwohl die Argumente der alten Dame Isabel im Grunde überzeugten, so empfand sie es doch auch als ihre belastende Pflicht, ihrem Sohn wenigstens ein bisschen von einer geordneten Kindheit und einem Anschluss an die normale Welt zu ermöglichen. Doña Alvas Haltung und Armandos unübersehbarer Ausdruck der Freude und des Triumphes empfand Isabel denn oft auch als Stich in den Rücken.

Dennoch blieb ihr in ihrer Lage nichts anderes übrig, als ihn der Obhut Doña Alvas zu überlassen, die ihrerseits, natürlich unausgesprochen, Isabels Dankbarkeit dafür einforderte.

Mit dem Verlust seiner Stellung beim Orquesta Mayor hatte Manuel Ruiz auch sonst jeglichen Halt im Leben verloren. Er war kaum mehr zu Hause, und es war nicht anzunehmen, dass er irgendetwas von den Ereignissen der letzten Tage mitbekommen hatte. Er lebte in seiner eigenen Welt der Nostalgie, fern der Wirklichkeit, fern von wirklichen Gefühlen zu wirklichen Menschen, fern von seiner Familie. Er war ganz offenbar nicht in der Lage, sich Gedanken darüber zu machen, wie seine Familie in dieser schwierigen Zeit würde überleben können.

Eines Nachts, Isabel hatte Armando eben erst zu Bett gebracht und war im Begriff, selbst schlafen zu gehen, hörte sie, wie sich jemand lautstark an der Küchentüre zu schaffen machte. Kurz darauf stand Manuel im Wohnzimmer, mit blutunterlaufenen Augen, schnaubend, wie ein verwundeter Stier in den letzten Minuten des aussichtslosen Kampfes. Dann schien er sich plötzlich des Grundes seines nächtlichen Besuchs wieder zu erinnern, und er begann, die ganze Wohnung auf den Kopf zu stellen. Er öffnete alle Schränke und Schubladen und schleuderte den Inhalt auf den Boden. Es war offensichtlich, er suchte nach Geld. Isabel legte sich ihren Morgenmantel um. Plötzlich schien Manuel klar zu werden, dass es hier

nichts zu finden gab, und er stürmte aus dem Raum. Isabel ahnte, dass er seine Suche in Armandos Zimmer fortsetzen würde. Sie folgte ihm und versuchte ihn zurückzuhalten, als er seinen Körper gegen die Türe warf und diese schließlich krachend aufsprang. Der Junge saß aufrecht im Bett und hielt sich die Hände an die Ohren, als könnte er das Unheil damit abwenden. Isabel stieß Manuel heftig zur Seite und stellte sich schützend zwischen das Kind und seinen Vater. Sofort klammerte sich Armando von hinten an seine Mutter.

„Du hast doch irgendwo Geld...“, schrie Manuel, „du hattest immer irgendwo noch Geld... ich brauche es...!“ Er war außer sich und pflanzte sich drohend vor den beiden auf, und als Isabel ihren Kopf hob und seinen fiebrigen Blick sah, glaubte sie, dass er jeden Moment zuschlagen würde. Doch plötzlich verließ er den Raum und schrie, bevor er die Türe hinter sich zuschlug: „Du Miststück! Ich komme morgen wieder!“

Mit einer heftigen Bewegung löste sich Isabel aus Armandos Umklammerung. „So, und nun legst du dich ganz schnell ins Bett und rührst dich nicht, bis ich wiederkomme! Es wird nicht lange dauern...“

Isabel Gomez de Ruiz hatte lange stillgehalten, zu lange! Sie stürmte ins Schlafzimmer, riss die Türe des schweren Schrankes mit Manuels Kleidern auf, umschlang mit beiden Armen alle seine Anzüge und Hemden, riss mit einem Schrei den ganzen Inhalt samt Bügeln und Messingstange heraus und stürzte ins Treppenhaus. Mit der geballten Kraft blinden Zorns und einer heftigen Drehbewegung ihres Oberkörpers warf sie das ganze Kleiderbündel über das eiserne Geländer hinunter ins Halbdunkel des Treppenhauses. Mit funkelndem Zornesblick folgte sie nun den Kleidern, die wie große, sterbende Vögel mit offenen, kraftlosen Schwingen taumelnd in die Tiefe stürzten.

Für einen Moment erschreckte sie der Gedanke, es hätte gut auch Manuel sein können, den sie über das Geländer gestoßen hatte und der jetzt in den Tod stürzte. Dieser aber stand unten und schien denselben Gedanken zu haben. Verzweifelt breitete er seine Arme aus, als versuche er, sich selbst aufzufangen. Nach den Kleidern regnete es Schuhe im Treppenhaus, ein brauner Lederkoffer schlug direkt neben Manuel auf dem Sandsteinboden auf, Bücher und

Musiknoten folgten. Kurz darauf erschien Isabel wieder am Treppengeländer. Manuel blickte nach oben. Im Schein des Lichtes, das aus der offenen Küchentüre ins Treppenhaus drang, und in ihrem langen, roten Morgenmantel wirkte sie wie ein Engel der Apokalypse, der auf seinen Armen etwas Dunkles, Eckiges trug. Manuels Bandoneon! Es war erstaunlich, wie schnell die Wirkung des Alkohols verflogen war, als er erkannte, was nun aller Wahrscheinlichkeit nach geschehen würde, und er rief flehend: „Nein, nicht ... Isabel ... nicht das Bandoneon!“

„Dann hol es dir und verschwinde! Für immer!“, schrie sie und stellte das Instrument unsanft auf die oberste Treppenstufe, ging zurück in die Küche und schlug die Türe hinter sich zu.

Wenige Augenblicke später stand Manuel keuchend oben und hob das Instrument vorsichtig auf. Mit dem zusammengefalteten Balg erinnerte das schwarz glänzende Holzgehäuse mit den schillernden Intarsien aus Perlmutter an eine reich verzierte Schatulle mit kostbarem Inhalt. Wie er nun sein Instrument eingehend betrachtete, um sich zu vergewissern, dass ihm wirklich nichts geschehen war, begann die Hitze des soeben noch glühenden Zorns einer melancholischen Verlorenheit zu weichen. Mit dem Blick des ewig schuldlosen Opfers einer ungerechten Welt wandte er sich noch einmal erwartungsvoll zur Küchentüre, ließ dann aber enttäuscht die Schultern sinken. So hatte er Isabel noch nie erlebt, und er erkannte sehr klar, dass dies wohl das kalte Ende eines längst erloschenen Traums war.

Isabel stand schwer atmend hinter der Küchentüre, ihr Herz hämmerte, sie hielt den Atem an und lauschte, sich vergewissernd, ob auch wirklich alles ausgestanden war und Manuel nicht noch einmal zurückkehrte. Aber es blieb still. Plötzlich zerriss ein verzweifelter, schreiender Akkord die nächtliche Stille. Durch den Nachhall des weiten Treppenhauses wirkte der Klang des Bandoneons wie das dramatische Tutti der mächtigen Orgel einer Kathedrale. Aus diesem höllischen Getöse löste sich nun eine Melodie, die durch die Halle des Treppenhauses zu irren begann, sich windend in Schmerz, Freude, Furcht und Stolz. Jetzt erkannte Isabel ihr Lied, mit dem sie ihre legendären Auftritte als Paar eröffnet und auch geschlossen hatten, es war das Lied ihrer einst beispiellosen, glühenden Liebe.

Sie öffnete vorsichtig die Türe und schlich zum Eisengeländer. Von da aus sah sie Manuel, der zusammengekrümmt auf der Treppe saß und seinen Oberkörper hin und her warf. Seine Handgelenke staken in den zwei weißen Lederschlaufen über den Tasten des Bandoneons, und er zog und drückte, riss und dehnte den Balg des Instrumentes, als würde er dieses Lied einem lebendigen Leib unter Schmerzen entreißen. Je entfesselter die Musik wurde, umso mehr hatte Isabel das Gefühl, innerlich ausgepeitscht zu werden, und sie musste sich mit beiden Händen am Eisengeländer festhalten.

Sie stand in hellen Flammen, diese Musik, die sie so sehr geliebt hatte, für die sie gelebt hatte. Aber es war nicht mehr die Musik der Leidenschaft, in der auch in der Tiefe des Abgrundes immer die Hoffnung funkelt. Aus diesen gellenden Schreien schlugen ihr Wahnsinn und Kapitulation entgegen, bis sie, Isabel Gomez, diese starke Frau, leer und kraftlos in die Knie sank und schließlich wie ein Igel zusammengerollt am Boden kauerte, den Kopf gegen die kalten Eisenstäbe des Geländers gepresst. Und zum ersten Mal in ihrem Leben stieg für einen Augenblick eine Sehnsucht in ihr empor, ein tiefer Wunsch, dass alles doch hier und jetzt enden möge, keine Fragen mehr, keine Entscheidungen und keine Zweifel. Kein Schmerz.

Dann brach die Musik ab. Als ob Manuel einmal mehr die gleichen Gedanken gehabt hätte, sank er jetzt in sich zusammen, beugte sich vor, und nachdem er seinen Kopf erschöpft auf den Balg seines Instrumentes gelegt hatte, ließ er sich ganz langsam nach vorne fallen, der Tiefe entgegen, ohne jede Furcht, als stünde unten ein Engel, bereit, ihn in seinen Armen aufzufangen.

Isabel sah, wie Manuels Körper begann, die breiten Stufen hinunterzukollern, immer schneller, immer heftiger schlug er auf den Sandsteinstufen auf, seine beiden Hände durch die Lederriemen noch immer fest mit dem Instrument verbunden. Und jedem Aufschlag folgten entsetzliche Schreie voller Schmerz, nicht menschlich, nicht von einem Tier. Es war Manuels fallender Körper, der dem Bandoneon diese Wehrufe von abgrundtiefer Verzweiflung entriss. Unten in der Halle, ein dumpfer Schlag, dem ein langes, pfeifendes Luftgeräusch folgte, als der Balg des Instrumentes von seinen leblos sinkenden Armen über der Brust weit auseinandergezogen wurde. Dann war alles still.

Manuel lag bewusstlos inmitten seiner Kleider am Fuße der Treppe. Wie die verrutschte Halskrause der englischen Königin Elisabeth Tudor bog sich der ausgestreckte Balg des Bandoneons über seinen Oberkörper. Vom Lärm gestört erschienen schließlich doch noch einige der Hausbewohner im Treppenhaus, warfen einen kurzen Blick hinunter, und als sie Manuel erkannten, verschwanden sie wieder. Niemand schien überrascht, niemand zeigte großes Interesse daran, ihm zu helfen. Einzig die kleine, rundliche Frau, welche die Portierloge in der Eingangshalle bewohnte, trat zu ihm hin, und nachdem sie ihn einige Male mit theatralischem Händeringen umkreist hatte, kniete sie sich neben ihm nieder. Sie nahm eines seiner Hemden vom Boden und begann, mit zitternden Händen das Blut, das ihm aus Mund und Nase rann, aufzutupfen.

Da lag er nun vor ihr, Manuel Ruiz, der leidenschaftlichste aller Tangueros Argentiniens, von dem sie wusste, dass er jede Frau der Welt würde haben können, dem sie schon so oft im Treppenhaus begegnet war, allerdings ohne dass er jemals die geringste Notiz von ihr genommen hätte. Nun lag er ihr leise stöhnend zu Füßen, und sie genoss es sichtlich, dass er ihren glühenden Blicken und ihrer aufdringlichen Fürsorge so wehrlos ausgeliefert war.

Zu ihrem großen Bedauern vergingen jedoch keine fünf Minuten, bis Manuel erwachte, und zwar genau in dem Augenblick, als sie im Begriff war, einen Kuss von seinen Lippen zu stehlen. Und als er über sich das runde, schwitzende Gesicht erblickte und ihm wieder bewusst wurde, was geschehen war, stieß er die Schmachende weg, raffte hastig seine Habseligkeiten zusammen und verließ, ein Bündel Kleider und sein lädiertes Bandoneon unter dem Arm, in der frühen Morgenstunde den Palacio Sanchez und damit sein früheres Leben und die Familie.

Während der ganzen Zeit saß Isabel oben auf dem Treppenabsatz. In der Dunkelheit ihrer Gefühle verspürte sie dennoch Erleichterung, als sie sah, dass der Vater ihres geliebten Sohnes den Sturz überlebt hatte, und sie wartete, bis sie das Eingangstor endlich hinter ihm zuschlagen hörte. Erst dann erhob sie sich erschöpft und ging zu Armando, den sie friedlich schlafend vorfand. Sie schob die schwere Eichenkommode vor die zerstörte Zimmertüre, kroch zu ihrem Kind ins Bett, und schon Sekunden später hatte sie sich in den fürsorglichen Schutz des Schlafes fallen lassen.

Am anderen Morgen fühlte sich Isabel zunächst völlig zerschlagen. Aber es überwogen doch Gefühle von Erlösung und Befreiung, vor ihr lag die offene Weite eines neuen Lebensabschnittes. Sie hatte verstanden; sie war nun endgültig ganz auf sich gestellt.

Da sie nun auch in den Abendstunden würde arbeiten müssen, nahm sie die Stelle als Aushilfe an der Bar des Retiro an, einer der großen Bahnhöfe der Stadt.

So war Isabel noch weniger zu Hause, und wenn sie sich spät nachts in Armandos Zimmer schlich, schlief dieser meist bereits friedlich und tief. Dennoch setzte sie sich jeden Abend an sein Bett, strich ihm durch seine Locken und summte ein Lied. Sie tat es auch für sich selbst, denn sie empfand, dass die Schwingungen ihrer eigenen Stimme sie sehr oft auf wohltuende Weise wieder zu sich selbst zurückzuführen vermochten. Es gab in diesen Zeiten vermehrt Momente, in denen Isabel sich von ihrem eigenen Leben ausgeschlossen fühlte, machtlos, außerstande, einen Einfluss auf irgendeinen bedeutungsvollen Aspekt ihres Schicksals nehmen zu können. Das Schmerzvollste aber war, dass sie immer weniger vom Leben ihres Kindes wusste, wodurch mehr und mehr von der Innigkeit zwischen ihnen beiden verloren zu gehen schien. Sosehr sie sich auch bemühte, es gab nichts, was die fehlende gemeinsame Zeit hätte ersetzen können.

Als sie eines Morgens auf dem Weg zur Arbeit im Treppenhaus den alten Thalmann traf, war sie sehr erstaunt, zu sehen, wie er ganz ohne seine Stöcke und mit einer Einkaufstasche in jeder Hand rüstigen Schrittes die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg. Als die beiden sich kreuzten, grüßte sie der Alte zwar, blickte aber verstohlen zur Seite, als hätte Isabel ihn beim Äpfelstehlen erwischt. Unten in der Eingangspassage stürmte eine dicke Frau auf Isabel zu, ergriff mit hochrotem Kopf blitzschnell ihre Hand, führte sie zu ihrem Herzen und stammelte etwas von „Danke... gesegnet seien deine Schritte... gebenedeit ist die Frucht deines Leibes...“

Solch höchst eigenartige Szenen wiederholten sich in den nächsten Tagen immer wieder. Nachbarn, die bisher kaum Notiz von ihr genommen hatten, obwohl sie doch schon mehr als zehn Jahre gemeinsam auf engstem Raum lebten, grüßten sie nun auffallend freundlich, und sie spürte, wie ihr bewundernde Blicke folgten.

Immer häufiger begegnete sie auch Leuten, die sie noch nie zuvor in der Gegend gesehen hatte, und sie fragte sich, wo sie wohl alle hingehen würden, wenn sie in der grünen Wildnis des Parks verschwanden. Dort gab es aber nur Doña Alvas Pavillons, und sie konnte sich nun wirklich nicht vorstellen, dass die alte Dame, die zurückgezogen von der Welt lebte, ihr Reich plötzlich öffentlich zugänglich machen würde. Es war Isabel nicht entgangen, dass die meisten dieser fremden Besucher vom Alter gebeugt und krank zu sein schienen. Da sie nicht an einen Zufall glaubte, nahm sie sich vor, in den nächsten Tagen einige Mitbewohner auf das Ganze anzusprechen.

So kannte sie für eine Weile nur die Hälfte der Wahrheit hinter den geheimnisvollen Vorkommnissen im Garten des Palacio Sanchez. Vor allem hatte sie, da sie erst spät abends von der Arbeit kam, niemals erlebt, wie die gleichen Menschen nach einer Weile wieder aus dem grünen Labyrinth auftauchten, aufrecht und voller Lebensenergie.

Nach einem anstrengenden Tag – Isabel hatte für kurze Zeit auch noch Arbeit als Aushilfe beim Hauptpostamt gefunden – machte sie sich auf den Weg zur Tanzschule in der Avenida Juan de Garay, wo sie die Schülerinnen ihrer Abendklasse vor verschlossener Türe vorfand.

„Der Alte hat wieder einmal vergessen, aufzuschließen! Wir haben gerufen und geklopft, er scheint tief zu schlafen“, berichtete eine der jungen Frauen.

„Ach, dieser verfluchte Wein... Pedro kann es einfach nicht lassen“, sagte Isabel kopfschüttelnd und hämmerte noch einige Male vergeblich mit der Faust gegen die Türe; der Hausmeister reagierte nicht. Da der Unterricht somit nicht stattfinden konnte, freute sie sich auf die unerwartete Gelegenheit, heute einmal etwas früher zu Hause sein zu können.

Als sie das Eisentor zum Park öffnete, um Armando bei Doña Alva abzuholen, hörte sie in der Ferne leise Cellomusik. Den Klängen folgend suchte sie sich einen Weg durch das Dickicht. Da sie sich, wie schon oft, als Eindringling in Armandos und Doña Alvas Welt fühlte, hielt sie sich versteckt hinter einem Busch, von wo aus sie nun Zeugin eines höchst eigenartigen Geschehens wurde. Armando saß, vertieft in sein Spiel, auf einer Holzkiste beim ausge-

trockneten Teich. Doña Alva war nirgends zu sehen. Auf den drei Steinbänken entlang des Ufers saßen einige ältere Leute und lauschten den Klängen, die sie ganz offensichtlich tief zu berühren schienen. Wie die tanzenden Stränge von Seegrass im bewegten Wasser wogten und wanden sie ihre gebrechlichen Körper zum Rhythmus dieser rätselhaften Musik.

Nachdem Armando sein Spiel beendet hatte, erhoben sich seine Zuhörer und begannen sofort, ihre Körper abzutasten, offenbar um sich zu versichern, dass die Beschwerden, mit denen sie eine halbe Stunde zuvor hierhergekommen waren, tatsächlich weitgehend verschwunden waren. Dann eilten sie zu ihm, bedankten sich überschwänglich, umarmten und küssten ihn, um dann aber sogleich wieder fassungslos ihre Körper nach dem verloren gegangenen Schmerz abzusuchen, verunsichert, als würden sie etwas Kostbares vermissen.

Als Armando seine Mutter entdeckte, die gerade aus dem Buschwerk trat, winkte er ihr fröhlich zu.

„Mama, du bist ja schon zurück!“, rief er. „Komm, lass uns gleich nach Hause gehen. Ich bin sehr hungrig.“

Schweigend gingen sie zurück zum Haus. Als sie die Eingangspassage betraten, fand Isabel endlich ihre Sprache wieder.

„Du lieber Himmel, das war eben sehr beeindruckend. Machst du das öfter?“

„Oh ja, ich spiele hier fast jeden Tag. Du hast ja selbst gesagt, dass sie glücklich sind, wenn ich spiele ... also spiele ich. Und wenn sie glücklich sind, können sie gesund werden, das hast du doch auch gesagt, oder?“

„Ja, ich erinnere mich. Das ist wirklich lieb von dir, dass du das für diese armen Leute tust.“

„Ist doch ganz einfach ...“, lachte der Bub und klopfte auf sein Cello.

Begleitet vom rhythmischen Schaben der Ledersohlen auf den rauen Sandsteinstufen gingen die beiden wortlos die Treppe hinauf zu ihrer Wohnung, Armando immer einige Schritte vor seiner Mutter.

Als Erster oben angekommen, setzte er sich auf die oberste Stufe und wartete, sein Cello mit beiden Armen umfassend. Als Isabel ihn schließlich erreicht hatte und sich einen Moment zum Verschnau-

fen neben ihn setzte, flüsterte er mit gesenktem Blick: „Du bist traurig, Mama?“ Isabel schwieg.

„Es ist wegen mir! Oder?“ Er blickte sie fragend von der Seite an, aber Isabel schüttelte nur müde den Kopf und erhob sich.

„Ist es Papa?“

Sie betraten die Küche. Durch die einen Spalt geöffneten Läden drang nur wenig Abendlicht in den Raum. Als Armando sich nach dem Lichtschalter streckte, sagte seine Mutter: „Lass das Licht aus, es ist gemütlicher so.“

Erschöpft sank sie auf einen der Stühle.

„Weißt du, es ist von allem etwas, mein Lieber...“, seufzte sie. „Es ist alles einfach ein bisschen viel. Aber mach dir keine Sorgen, das geht wieder vorbei...“

Sie öffnete die Schublade des Küchentischs und tastete ganz hinten nach den Streichhölzern. Sie zu verstecken war eine Angewohnheit aus den frühen Kindertagen, als Armando ganz besonders fasziniert war von diesen kleinen Feuerchen und einmal beinahe sein Zimmer in Brand gesteckt hätte. Mit einer matten Bewegung entzündete sie den Docht der dicken, weißen Kerze auf dem Tisch und lehnte sich zurück.

Armando stand noch immer mit seinem Cello bei der Türe und beobachtete seine Mutter aufmerksam. Dann setzte er sich auf einen Schemel, suchte eine Vertiefung in den ausgetretenen Lehmplatten des Fußbodens, um dem Stachel seines Instrumentes Halt zu geben.

Das tanzende Licht der Kerze warf die unruhigen Schatten von Mutter und Sohn auf die düsteren Wände. Isabels Blick verlor sich in den schmutzigen Wolken der Tapeten mit den kaum noch sichtbaren, gemalten Blumenmotiven.

Als Armando zu spielen begann, war es, als ließe er die Musik aus ferner Tiefe zur Oberfläche aufsteigen, um sie dann einzufangen und zu Melodien und rhythmischen Bewegungen zu formen, zunächst kaum hörbar, dann immer kräftiger und eindringlicher.

Isabel wiegte sanft ihren Kopf hin und her, ihr Blick wanderte gedankenverloren durch den Raum, als sehe sie hier alles zum ersten Mal. Sie glaubte zu bemerken, wie sich die wolkigen Flecken auf den Wänden allmählich aufzulösen begannen, als kehrte neues Leben zurück in die dichten Ranken und Blumengirlanden, in die

üppig bewachsenen Rosenspaliere, als erstrahle bald alles vor ihren Augen im ursprünglichen, überschwänglichen Zauber.

Und obwohl der Junge beide Augen fest verschlossen hielt, war es Isabel, als würde er sie beobachten. Entgegen ihrer Gewohnheit ließ sie sich heute von ihm führen, und sie bemerkte, wie die Musik sie Schritt für Schritt in die Weite dieses blühenden Gartens geleitete. Selbst die niemals ruhende Lärmkulisse der Mitbewohner auf ihrem Stockwerk, mit dem Klappern der Töpfe und Pfannen, dem Schreien und Fluchen, den streitenden Kindern, all dies entfernte sich nun immer weiter und verstummte schließlich ganz. Gefühle von Leichtigkeit und Freiheit erfüllten sie, und die schwere Last von Verantwortung, Schuldgefühlen, von Angst und Einsamkeit, begann einem noch nie zuvor empfundenen Vertrauen zu weichen, einem Vertrauen in den großen Lauf der Dinge.

Noch immer im Banne der Wirkung von Armandos Musik, fasste Isabel am nächsten Morgen einen Entschluss. Sie suchte als Erstes die Eltern des kleinen Jorge auf. Diese wohnten in einer kleinen, schäbigen Pension nahe des Hospital Garrahan. Zögernd baten sie Isabel, einzutreten. Sie stellte sich kurz vor, und ohne viel zu reden – sie hatte die Erfahrung gemacht, dass solche Leute mit Worten wenig anzufangen wussten – legte sie einige Zeitungsausschnitte über Armando auf eines der Betten. *Der Knabe mit der heilenden Musik* oder *Das Wunder von Buenos Aires*, so lauteten die Titel. Jorges Mutter gab sie einen kleinen Zettel mit ihrer Adresse und meinte: „Überlegen Sie es sich, verlieren können Sie nichts...“ Dann verließ sie die Pension und ging zur Arbeit.

Noch am selben Abend klopfte es bei den Ruiz an der Küchentüre.

„Wir möchten... Sie bitten, dass Ihr Sohn... für unseren armen Jorge spielt...“ Beide blickten zu Boden, die Mutter weinte.

„Ich werde ihn sogleich fragen, er wird sich sicher sehr freuen! Schließlich ist Jorge ja sein Freund.“

Wenig später verließen sie alle gemeinsam den Park durch den Hinterausgang und machten sich auf den Weg zum Hospital. Jorges Vater trug Armandos Cello, als sei es sein geliebter Sohn, den er in den Armen hielt. Sie hatten das Instrument in einen großen Jute-

sack gepackt, um sicherzugehen, dass der Junge auf der Straße nicht sofort erkannt wurde.

Auf Armandos Wunsch veranlassten Jorges Eltern, dass ihr Kind in den Park gebracht wurde. An seinem Lieblingsplatz, abseits des belebten Teils der Anlage und versteckt zwischen Oleanderbüschen, setzte er sich mit seinem Cello auf eine der verwitterten Bänke und wartete. Isabel stand ein paar Schritte entfernt und beobachtete den Hintereingang des Krankenhauses, und als sie die kleine Gruppe mit Jorge im Rollstuhl erkannte, winkte sie ihnen zu.

Es war ein ungewöhnlich kühler Novemberabend, die Sonne stand schon tief. In Woldecken und Kissen eingebettet, halb liegend, die tief in den dunklen Höhlen liegenden Augen ohne jeden Glanz, die Wangen eingefallen, die Haut bläulich und wächsern, erinnerte der Junge an einen winzig kleinen, kranken Vogel, der aus dem Nest gefallen war. Der nahe Tod hatte sich der physischen Präsenz des Kindes bereits weitgehend bemächtigt, sodass die Umstehenden – die Eltern, zwei Krankenschwestern und ein junger Arzt – den Blick nicht von ihm lösen konnten, als wollten sie sein letztes Lebenszeichen nicht verpassen.

Die Welt schien für einen Moment stillzustehen und Anteil zu nehmen am Schicksal dieses Kindes. Selbst die am frühen Abend meist geschwätzigen Vögel waren verstummt. Isabel war zutiefst berührt, als sie beobachtete, wie Armando auf der Bank saß, sein Cello liebevoll umarmend. Jorge wurde mit seinem Rollstuhl einige Meter vor ihm platziert. Mit prüfendem Blick kontrollierte der Arzt die Flasche mit der Infusion, die an einer am Rollstuhl befestigten Stange baumelte.

Die nun folgende Szene erinnerte an einen Stummfilm, denn obwohl Armando ganz offenbar mit aller Kraft den Bogen strich und seine Finger über das Griffbrett glitten, war dennoch kein Laut zu hören. Vielmehr entstand so etwas wie ein akustisches Vakuum, ein fast schmerzhafter, dumpfer Druck auf das Gehör, ganz so, wie es sich bei einer Zugfahrt durch einen langen Tunnel anfühlt.

Plötzlich beugten sich alle zu Jorge hinunter, dessen Arme und Hände zu zittern begannen. Seinen Kopf auf dem dünnen Hals hin und her werfend, seine farblosen Lippen fest aufeinandergepresst, schien es, als sei sein Atem gefangen, als müsse er jeden Augenblick ersticken. Dann bäumte sich sein kleiner Körper jäh auf, und wie er

nun seinen Mund weit öffnete, quoll ein mächtiger Ton aus der Tiefe seines Leibes hervor; der unverwechselbare Klang von Armandos Cello!

Durchdrungen und getrieben von der Musik, wand und krümmte sich Jorge und begann sich mit aller Kraft aus dem Kokon von Decken und Kissen zu befreien. Mit weit aufgerissenen Augen saß er schließlich aufrecht, hob die Arme in die Höhe, als suchte er Halt im kühlen Blau des Abendhimmels, und noch bevor jemand der konsternierten Umstehenden reagieren konnte, glitt er nach vorne und setzte seine nackten Füßchen auf den sandigen Boden. In den Monaten der Lähmung hatten sich seine Muskeln weitgehend zurückgebildet, und seine Beine staken nun wie die eines Vogels aus den Falten des Spitalhemdchens, die Gelenke bläulich geschwollen, die Haut gespannt.

Von Armandos Spiel wie eine Puppe an unsichtbaren Fäden geführt, erhob sich Jorge mit einer fast kämpferischen Entschlossenheit, welche die beiden Krankenschwestern, die gerade im Begriff waren einzugreifen, erschreckt zurückweichen ließ. Jorge, der Klang, Armando und sein Instrument waren eins, untrennbar verbunden. Den Mund noch immer weit geöffnet, den Blick nach oben gerichtet, bewegte sich der Junge auf seinen Freund zu, direkt hinter ihm eine Krankenschwester mit der Infusionsflasche. Armando blickte weit in die Ferne und trieb mit seinem Bogen die Herde der Töne vor sich her, hinauf in den Obertonbereich und immer weiter, bis die Klänge zu einem hellen Rauschen wurden, um wenig später den hörbaren Bereich zu verlassen. Jetzt verharrte wieder alles in dieser besonderen Stille, diesem Augenblick, in dem der weit in den Himmel geworfene Ball im Zenit seiner Bahn für einen kurzen Moment innehält, bevor er erneut beschleunigt und auf die Erde zustürzt.

Ein jähes Brausen, und gleich einer dunklen Wolke stiegen Schwärme von Vögeln auf, aus dem dichten Geäst des Parks. Dann sank das Kind erschöpft in die Arme seines hinter ihm knienden Vaters.

Isabel legte ihre Hände auf Armandos Schultern, während sie beide beobachteten, wie Jorges Augen den Blick seines fassungslosen Vaters suchten und die Mutter die kleine Hand hielt und wieder und wieder küsste. Seine Brust hob und senkte sich, und er sog die Lebenskraft tief in sich hinein. Der junge Arzt eilte herbei, ergriff

Jorges dünnes Ärmchen, suchte hastig nach dem Puls und nickte dann den Krankenschwestern lächelnd zu. Nun bewegte sich die Gruppe langsam, in einer schützenden Hülle von schweigender Seligkeit, in Richtung Hospital.

„Er ist zurückgekehrt!“, flüsterte Isabel und wischte mit dem Handrücken die Tränen weg.

„Mama, ich habe Hunger.“

Anhang

Fußnoten für Musikbeispiele

- 1 Johannes Brahms, Cellosonate No. 1 in E-Moll,
Op. 38: II. Allegretto Quasi Menuetto
SEITE / 120
- 2 Dimitri Schostakovitsch, Cellokonzert No. 1
SEITE / 143
- 3 Johannes Brahms, Symphonie No. 4
SEITE / 173
- 4 Robert Schumann, Cellokonzert in A-Moll, Op. 129: I.
Nicht zu schnell
SEITE / 175
- 5 Antonín Dvořák, Cellokonzert in B-Moll, Op. 104
SEITE / 176
- 6 Nikolai Myaskovsky, Sonate für Cello und Piano No. 2
in A-Moll, Op. 81
SEITE / 182
Weitere Programmpunkte des Baselkonzertes:
Johannes Brahms, Sonate für Cello und Piano No. 1 in E-Moll

Sowie:
- 7 Franz Liszt, Liebestraum, Bearbeitung für Cello und Piano,
Francesco Dillon & Emanuele Torquati, aus dem Album
„Liszt: Complete Works for Cello and Piano“
SEITE / 183
- 8 Navidad en verano, A. Ramirez
SEITE / 223
- 9 Ludwig van Beethoven, Sonate für Cello und Piano
No. 4 in C, Op. 102
SEITE / 223
- 10 Frédéric Chopin, „Tristesse“, Etüde für Piano in E-Dur
SEITE / 323

Vier Gedanken zum Wesen der Wirklichkeit

Die folgenden vier Aussagen namhafter Wissenschaftler, die sich mit dem Wesen der Wirklichkeit und dem Zusammenspiel zwischen Geist und Materie auseinandergesetzt haben, fassen die gewonnenen Erkenntnisse zusammen und illustrieren gleichzeitig den Kern von Andreas Vollenweiders Roman aufs Treffendste:

Immanuel Kant (Philosoph, 1724–1804)

„Unsere Wahrnehmung eines Objektes und die daraus folgende Erkenntnis richtet sich nicht nach dem Objekt, sondern nach unserer Wahrnehmungs- und Erkenntnisfähigkeit. Das was wir erkennen, ist nicht das, was wirklich ist, sondern das, was wir durch unseren Verstand als wirklich erkennen können, was also durch unseren Verstand geschaffen und in eine Form gebracht wird, die es für uns überhaupt erst wahrnehmbar macht. Unsere Erlebniswelt ist eine Erscheinungswelt, an deren Entstehen wir maßgeblich beteiligt sind. Die tatsächliche, ganze Wirklichkeit bleibt uns immer verborgen.“

Werner Heisenberg (Physiker, 1901–1976)

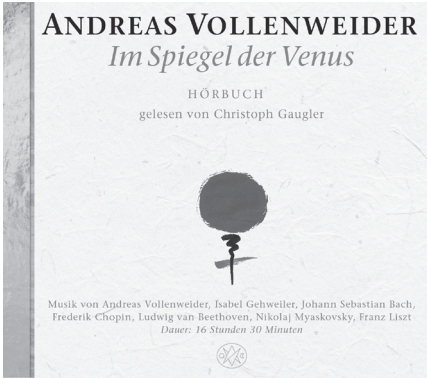
„Was wir untersuchen, ist nicht die Natur selbst, sondern es ist die Natur, wie sie sich unserer Methode der Untersuchung darstellt.“

Max Planck (Physiker, Vater der Quantentheorie, 1858–1947)

„Es gibt keine Materie ohne Geist!“ (...) „Nicht die sichtbare Materie ist das Reale, Wahre, Wirkliche – denn die Materie bestünde ohne den Geist überhaupt nicht, sondern der unsichtbare, unsterbliche Geist ist das Wahre! Damit kommt der Physiker, der sich mit Materie zu befassen hat, vom Reich des Stoffes in das Reich des Geistes. Und damit ist unsere Aufgabe zu Ende, und wir müssen unser Forschen weitergeben in die Hände der Philosophen.“

Albert Einstein (Physiker, 1879–1955)

„Der intuitive Geist ist ein heiliges Geschenk und der rationale Verstand sein treuer Diener. Wir haben eine Gesellschaft geschaffen, die den Diener verehrt und das Geschenk vergessen hat.“



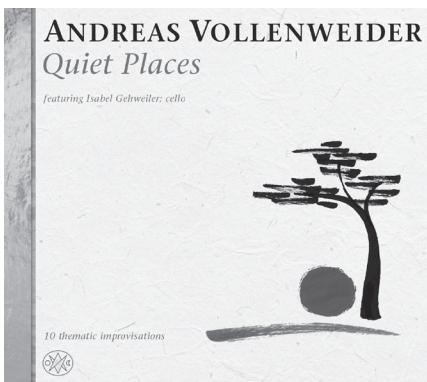
Hörbuch: *Im Spiegel der Venus*

Die Geschichte von Armando Hector Ruiz, spannend und lebendig gelesen von Christoph Gaugler, 16 Stunden 30 Minuten. Mit Musik von Andreas Vollenweider, Isabel Gehweiler, Johann Sebastian Bach, Ludwig van Beethoven, Frederic Chopin, Nikolaj Myaskovsky und Franz Liszt.

Album: *Quiet Places*

Musik für kostbare, ruhige Momente, inspiriert vom Protagonisten des Romans, dem argentinischen Cellisten Armando Hector Ruiz; ruhig, kontemplativ, feinsinnig, berührend und doch kraftvoll und dynamisch.

Featuring: Andreas Vollenweider, Harfe und Piano; Isabel Gehweiler, Cello; Walter Keiser, Schlagzeug.



Musik für zu früh geborene Babies



Das verborgene Potenzial: die Wissenschaft entdeckt die tiefere Wirkung von Musik.

Auf Anfrage einer Forschergruppe des Universitätsspitals Genf, die sich im Rahmen eines Projektes des Schweizerischen Nationalfonds SNF mit der Entwicklung des Gehirns von Frühgeburten beschäftigt, hat Andreas Vollenweider eine Musik mit einer besonderen Aufgabe entwickelt: Sie soll dem enormen Stress entgegenwirken, welchem die Kinder vor, während und nach der Geburt körperlich und emotional ausgesetzt sind und der oft zu einer verminderten Entwicklung des Gehirns und der neuronalen Vernetzung führt. Die Folgen sind oft lebenslange, teilweise gravierende emotionale, kognitive und soziale Defizite.

Die Zielsetzung von Vollenweiders Klanganwendungen war es, bei den Kindern als Erstes eine höchstmögliche Entspannung zu erreichen, damit sie sich gegenüber äusseren Stimuli öffnen können. Dann wird mittels sparsam eingesetzter akustischer Artefakte (Glocke, Flötentöne, Geräusche etc.) versucht, Neugierde zu wecken und damit die Gehirntätigkeit zu stimulieren.

Nach mehr als 5 Jahren konnte eine Doppelblindstudie nachweisen, dass Kinder, welche die Klänge drei Male täglich hörten, eine deutlich verbesserte Gehirnentwicklung mit entsprechender neuronaler Vernetzung aufzeigten.

Als die Studie von der *National Academy of Science of the United States NAS* und dem Wissenschaftsverlag *Elsevier* veröffentlicht wurde, fand sie grosses Interesse in der medizinischen Fachwelt. Das *National Geographic Magazine* bewertete die Studie als eine von „12 Innovationen, welche die Zukunft der Medizin revolutionieren wird“.

Weitere Informationen zu diesem Projekt finden Sie auf www.vollenweider.com.

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-03876-179-2

© 2020 Midas Verlag AG

Covermotiv: Andreas Vollenweider

Konzeption & Buchgestaltung: Barbara Willi-Halter

Lektorat: Barbara Raschig und Christoph Gaugler

Korrekturat: Silvia Bartholl

Druck & Bindung: Kösel, Altusried-Krugzell

Midas Verlag AG, Dunantstrasse 3, CH 8044 Zürich

kontakt@midas.ch, www.midas.ch

Alle Rechte vorbehalten



ANDREAS VOLLENWEIDER

geboren am 4. Oktober 1953 in Zürich, ist einer der erfolgreichsten Schweizer Künstler überhaupt. In jungen Jahren entdeckte er die Harfe für sich, entwickelte eine eigene Spieltechnik, erweiterte das Instrument technisch und schuf so eine neue, unverwechselbare Klangwelt.

Es folgten Tourneen, die ihn in Auditorien wie das London Palladium, die Carnegie Hall in New York, das NHK in Tokyo und die Sydney Opera Hall führen. Seit 1980 hat Andreas Vollenweider 18 Alben veröffentlicht und weltweit über 15 Millionen Tonträger verkauft. Für sein Schaffen wurde er unter anderem mit dem Grammy Award und dem World Music Award ausgezeichnet.

An den Swiss Music Award 2012 erhielt er den „Award for Outstanding Achievement“ für sein fortdauerndes Lebenswerk.

Als Musiker hat sich Andreas Vollenweider nie in eine Schublade stecken lassen, ist immer konsequent seinen eigenen Weg gegangen. Es überrascht deshalb nicht, dass auch sein erster Roman keinen vorgegebenen Mustern folgt und sich einer Einordnung in bisher bekannte Genres entzieht.





„Isabel Gomez de Ruiz schloss die ledergepolsterte Türe der Solistengarderobe hinter sich und dem Jungen, dann umarmten sie sich innig. Beide wussten, dass heute Abend etwas Besonderes geschehen war und dass wohl nichts mehr sein würde wie zuvor.“

Nach einem Konzert des erst neunjährigen Cellisten Armando Hector Ruiz herrscht auch eine Viertelstunde nach dem Ende der Musik absolute Stille im berühmten Teatro Colón in Buenos Aires. Als die beiden altgedienten Garderobieren Gertrudis und Maria Rosa einen verwirrten Blick ins Auditorium werfen, verharrt das Publikum in der Bewegungslosigkeit einer Photographie. So etwas haben sie noch nie erlebt – und sie sind nicht die einzigen ...

In seinem ersten Roman erzählt der international gefeierte Schweizer Musiker Andreas Vollenweider in bilderstarker Sprache die Geschichte eines Wunderkindes, das mit seiner Musik Menschen tief zu berühren, ja sogar zu heilen vermag. Doch auf der verzweifelten Suche nach Erklärungen für seine außergewöhnliche Wirkung und seinem schwierigen Weg zum Erwachsenen, geht er sich beinahe selbst verloren. Eine fundiert recherchierte Erzählung über die Macht der Imagination, ein fesselnder Entwicklungsroman und ein spannender Roadmovie in einem.



ISBN: 978-3-03876-179-2



9 783038 761792